

Der Deutsche Metallarbeiter

Wochenschrift des Christlichen Metallarbeiterverbandes Deutschlands

Nummer 30

Duisburg, den 25. Juli 1931

32. Jahrgang

Volk und Wirtschaft in Not

Hooovers, des Präsidenten von USA., großzügige und weitsichtige Aktion für ein Reparationsfahrgeld hat durch kleinliche Winkelzüge Frankreichs einen Aufschub von 14 Tagen erfahren. Diese 14 Tage aber genügten, um der ohnehin geschwächten deutschen Wirtschaft außerordentlich heftige Stöße zu versetzen. Abermals setzten Abfluß von Devisen und kurzfristiger Kredite in einem nicht mehr tragbaren Maß ein. Umsonst flog Luther, der Reichsbankpräsident, am 11. Juli nach London, nach Paris. London, das die große Gefahr für Mitteleuropa und für England erkannte, war zu Hilfsmaßnahmen bereit, aber Paris weigerte sich, uns auch nur eine geringe Hilfe angedeihen zu lassen, wenn wir nicht politische Garantien erfüllten. Darunter versteht Paris ein Herabsetzen der deutschen Seeres Ausgaben, des Kreuzerschiffsbaues und selbstverständlich, wenn es auch nicht so offen ausgesprochen wurde, ein Fallenlassen der deutsch-österreichischen Zollunion.

Handelte es sich nur um den Bau des neuen Panzerkreuzers, könnte man vielleicht mit sich reden lassen. Frankreich hat ja auch um 1900 die „Schmach von Fashoda“ eingestekt. In Fashoda im südlichen Sudan, wo Frankreich seine Trikolore gehißt hatte, holten englische Truppen die französische Flagge herunter, hielten die englische und okkupierten das Land. Der ungeheure Sturm in Frankreich mündete in dem englisch-französischen Bündnis.

Frankreich, der Feind Europas

Aber Frankreichs Wollen tendiert nach einer anderen Seite. Diesem politischen Garantieverlangen würden in kurzen Intervallen neue folgen, wenn Deutschland aus irgendwelchen Gründen weitere wirtschaftliche und finanzielle Schwierigkeiten erleben sollte, die bleiben werden, solange der Versailler Vertrag bestehen bleibt, und zu deren Überwindung vielleicht wiederum ein Anklopfen bei der Bank von Frankreich notwendig wäre. Und ausgerechnet das Land, das bis an die Zähne bewaffnet ist, verlangt von uns eine Herabsetzung unserer im Vergleich zu Frankreich geringen Seeres Ausgaben.

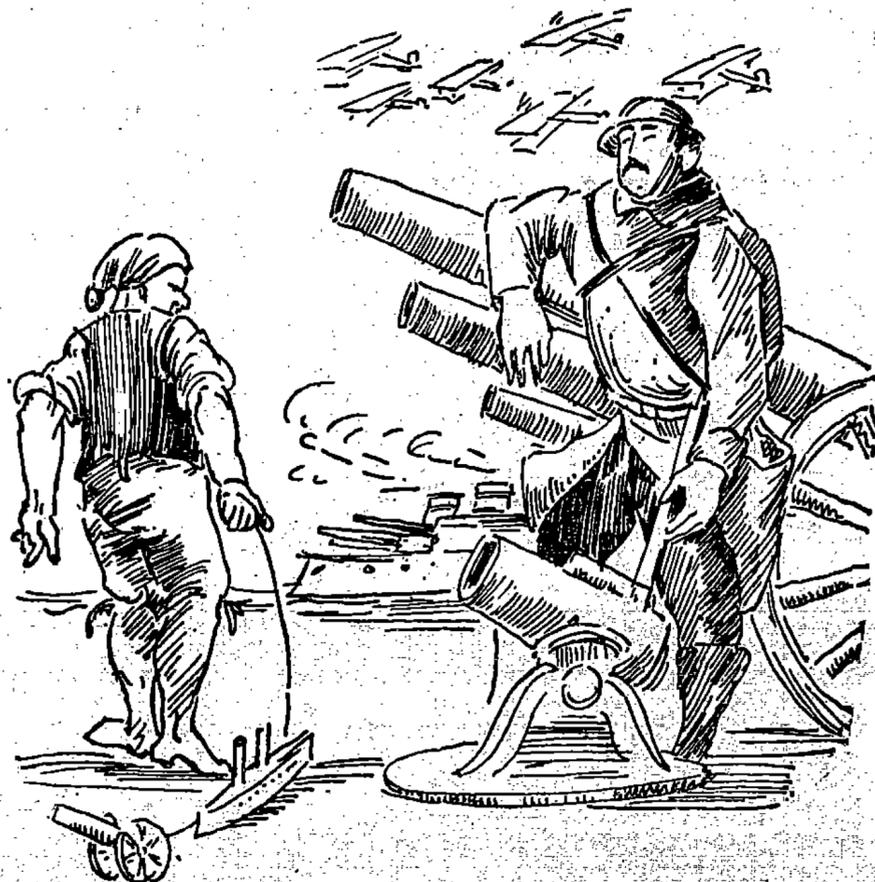
Es wird immer deutlicher, daß Frankreich an einem Erstarren Mitteleuropas nicht nur kein Interesse zu haben, sondern ihm feindlich gegenüberzustehen scheint. Wir haben niemals viel von Briands Paneuropa-Plänen gehalten. Die ganze Diktion schöner Sätze enthüllt heute ihren Kern: Worte, nichts als Worte! Wer so sehr vom europäischen Geist redet, wie es auf vielen Tagungen durch Frankreich geschieht, müßte wenigstens in Zeiten europäischer Not versuchen, zu helfen. Aber das geschieht nicht, im Gegenteil, man sucht diejenigen Länder finanziell zu treffen, die sich für Mitteleuropa einsetzen. Auch England bekam die Wucht der französischen finanziellen Waffe zu spüren, als in den letzten Tagen große Kündigungen kurzfristiger Anleihen in England erfolgten. Nach den Pressemeldungen sank das englische Pfund an der

Börse auf den Stand der ersten Augusttage 1914. Man soll eben nicht ungestraft Deutschland zu Hilfe kommen.

Der Danatbank und seine Auswirkungen

Wurde vom Ausland her mit gefährlichen Mitteln gearbeitet, so stand das innere Deutschland durch Kapitalflucht, Abfluß an Devisen, den Zusammenbruch des Nordwollkonzerns und damit zusammenhängend die Illiquidität der Danat-Bank (Darmstädter und Nationalbank) vor den größten schwierigen Situationen. Am 12. Juli erließ die Reichsregierung zwei Notverordnungen, von denen die erste die Regierung ermächtigte, Bankfeiertage zu erklären. Am 13. und 14. Juli blieben Banken und Sparkassen geschlossen. Die zweite Notverordnung ermächtigte die Regierung, Garantien für die Danat-Bank zu übernehmen, „die durch die Geldkrise in ihrer Liquidität bedroht ist“; „nicht um das Vermögen der Bank zu retten, sondern um den Hunderttausenden von Kunden der Bank ihren Besitz zu erhalten und damit ihre Unternehmungen vor Betriebseinstellungen oder gar vor dem

Der „Hüter“ des europäischen Friedens



„Deutschland kann von uns keine Kredite erhalten, solange es nicht von seinen, den Frieden Europas beunruhigenden, Seeres Ausgaben heruntergeht.“

Untergang zu retten", wie es im Aufruf der Reichsregierung heißt. Die Börse blieb die Woche vom 17. bis 18. Juli geschlossen.

Die Depression nötigte die Regierung zu weiteren Maßnahmen. Am 15. Juli erschien eine Verordnung über Bankverkehr, Devisenverkehr und Kursveröffentlichungen. Der Reichsbankdiskont wurde von 7 auf 10% erhöht und die Deckungsgrenze für den Notenumlauf soll herabgesetzt werden. Das eine Gute aber haben die Kreditrestriktionen schon gezeigt: 50 Millionen RM. an Devisen sind der Reichsbank in den letzten Tagen wieder zugeslossen.

Währung oder Wirtschaft?

Die Regierung stand vor der schweren Frage: Was soll zunächst gehalten werden, die Währung oder die Wirtschaft? Was sie tat, ist hart und nicht leicht zu tragen. Die Regierung hält die deutsche Währung auf Kosten der deutschen Wirtschaft. Dabei wird vielleicht noch mancher Teil der deutschen Wirtschaft sehr getroffen werden. Aber die Regierung sah vor sich den grauenhaften Weg der deutschen Währung der Jahre 1919 bis 1923, wo man die Wirtschaft auf Kosten der Währung halten wollte. Der Weg war noch viel schlimmer gewesen. Denn dabei kam nicht nur die Währung, sondern auch die deutsche Wirtschaft und die deutsche Arbeiterschaft in größte Bedrängnisse. Wir alle wissen noch, wie schrecklich der Weg der Inflation gewesen ist und wie heute noch unser Wirtschaftsleben krankt an den Folgen der Inflation. (Weber die Frage "Inflation" siehe Artikel dieser Nummer: Keine Inflation, sondern Geldwertsteigerung.)

Das Stützen der Danat-Bank ist nicht überall verstanden worden. Viele waren der Ansicht, man hätte sie einfach zu Konkurs gehen lassen sollen. Das hätte erst eine Reinigungsfrist gegeben. Aber wir dürfen darauf hinweisen, daß auch größte deutsche Eisen- und Metallwerke eng mit der Danat-Bank zusammenhängen und daß ihr völliger Sturz unzweifelhaft große Lücken auch in die Montan- und Metallindustrie gerissen hätte. Die Danat-Bank, nächst der DD-Bank (Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft) die größte deutsche Privatbank, verwaltete in über 100 Niederlassungen und zahlreichen Depositenkassen über 2 Milliarden RM. fremde Gelder. Ein

sehr großer Teil waren ausländische Kredite. Davon sollen im letzten drei Viertel Jahr an 900 Millionen RM. abgehoben worden sein. Von den inländischen Einlegern dürften etwa 70% Forderungen bis 5000 RM. haben. Man wird es aus sozialen Gründen begrüßen, wenn das Reich für die Abwicklung der Danat-Bank eine Garantie übernommen hat. Das Aktienkapital betrug 60 Millionen RM., die Reserven ebensoviel, so daß die eigenen Mittel 120 Millionen RM. betragen.

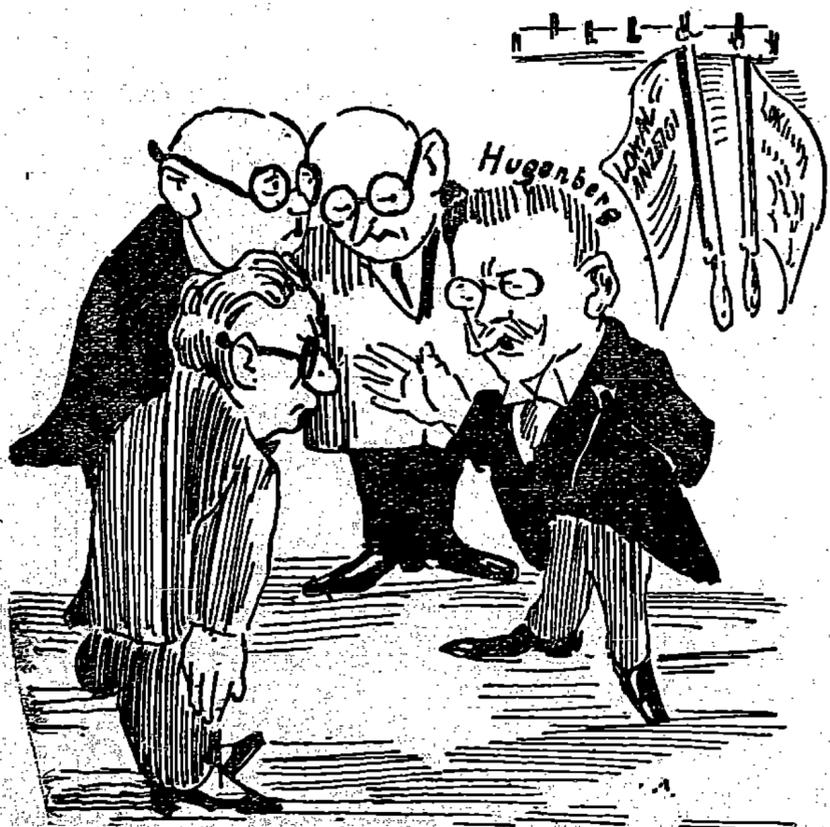
Nicht erledigt damit ist die Rolle der Führer der Danat-Bank, welche — das wird allmählich immer offener — zum Teil sehr leichtfertig, wenn nicht gar verantwortungslos handelten. (Siehe Artikel: Der Konkurs der Verwalter-Unternehmer.) Man hat das Gefühl, als ob die meisten Hausfrauen besseren Instinkt für Wirtschaftlichkeit hätten als viele, die sich so gerne „Wirtschaftsführer“ nennen lassen. Es ist ein tragisches Zusammentreffen, daß der Mann der Danat-Bank, Jakob Goldschmidt, der vor sechs Jahren den Stinnesstruß zusammenbrechen ließ, heute selbst vor der Ruine des ihm anvertrauten Unternehmens steht. Aber aus der Tragödie wird eine Tragikomödie, wenn man die Elle sieht, mit welcher der Privatkapitalismus sich hilfeheischend an die — ach so oft geschmähte — öffentliche Hand, an den „marxistisch verfeuchten Staat“ wandte.

Die Deutsche öffentliche Verschuldung

Die Finanzierung durch kurzfristige Kredite nicht nur rentabler, sondern häufig auch unrentabler Betriebe hat uns wirtschaftlich und politisch sehr geschädigt. Einer Wiederkehr solcher Gefahren muß deshalb unter allen Umständen vorgebeugt werden. Die Forderung, daß die öffentliche und private Schuld, vor allem aber die kurzfristigen Kredite so weit im Reparationsjahresjahr konsolidiert, d. h. abgedeckt oder durch langfristige Kredite ersetzt werden, damit Wirtschaft und Staat dem Zugriff vor allem Frankreichs entzogen werden, ist nur zu berechtigt. Das wird verständlich durch die Entwicklung der deutschen Zahlungsbilanz und der Verschuldung von Reich, Ländern und Gemeinden. Die deutsche Zahlungsbilanz konnte seit 1924 doch nur durch Auslandskredite ausgeglichen werden. Ihre Höhe errechnet Peiner in der „Kölnischen Volkszeitung“, Nr. 324, mit 15,5 Milliarden Reichsmark. Auch 1930 steht nach den Schätzungen des Statistischen Reichsamts einer Kapitaleinfuhr von 4,1 Milliarden RM. nur eine Kapitalausfuhr von 3,4 Milliarden RM. gegenüber. Von diesen 3,4 Milliarden RM. machen allein der Zinsendienst für Auslandskredite 0,8 und die Reparationsverpflichtungen 1,7 Milliarden RM. aus.

Die deutsche Zahlungsbilanz war demnach in den Jahren der Nachkriegszeit immer nur „geborgt“ aktiv, belastete also Deutschland mit wachsender Auslandsverschuldung. Bemerkenswert bleibt dabei, daß wir 1930 durch die Preisfrenzungen auf dem Weltmarkt in der Handelsbilanz eine Einfuhrersparnis von etwa 1600 Millionen RM. buchen durften, der eine Minderung des Ausfuhrerlöses von nur rund 770 Millionen RM. gegenübersteht. Die Auslandsschulden der deutschen Banken betragen Ende 1930: 8,2 Milliarden RM. (Vorjahr: 8,6 Milliarden RM.), denen nur 3,6 (3,7) Milliarden Auslandsforderungen entsprachen. Mit dieser Auslandsverschuldung geht eine ähnliche Entwicklung der inneren Verschuldung einher. Nach der Erhebung vom 31. März 1931 erreichte die gesamte Reichsschuld (ohne Neubesthanleihe) 11,34 Milliarden RM. Davon entfielen auf das Ausland rund 3,3, auf das Inland 4,73 alte und rund 3,3 Milliarden RM. neue Schulden (darunter 1,17 kurzfristige). Allerdings hat die Fundierung der kurzfristigen Auslandsschulden vom 31. Dezember 1930 bis zum 31. März 1931 sich von 818 auf 525 Millionen RM., d. h. von 25 auf 16% gesenkt. Die Schulden der Länder und Hansestädte betragen am Stichtag insgesamt 2,88, die der 45 Großstädte 5,1 Milliarden RM., wovon der größte Teil der Schulden bei beiden Kategorien auf das Inland entfällt. Die gesamte öffentliche Verschuldung kommt demnach an mindestens 20 Milliarden RM.

Judenbank und Arierstolz



„Vorsichtig schreiben, meine Herren, vorsichtig schreiben! Mahnen Sie zur Ruhe! Denn wir hängen ja auch mit 23 Millionen Reichsmark Schulden bei der Danat-Bank.“

Dabei bleibt die Milliardensumme der Reparationen noch unberücksichtigt. Die kurz- und mittelfristige Verschuldung der Gemeinden mit 1,68 Milliarden RM. macht nur ein Drittel ihrer Gesamtverschuldung aus. Es kann den Gemeinden und allen Parteien in den Stadthäusern nicht der Vorwurf erspart bleiben, daß sie vielfach mehr als kurzfristig handelten. Wir haben uns stets gegen die Auffassung gewandt, als ob die Beschäftigung von einigen hundert Leuten die Errichtung teuerster Bauten der Städte (Hotels, Kampfhallen, Stadthallen usw.) rechtfertige. Diese Bauten sind zu nichts anderem da, als zu repräsentieren und aus dem Steuerfädel der Bürger erhöhte Abgaben herauszuziehen. In Hertzen in Westfalen hat man eine moderne Mittelschule errichtet. Auf 34 Kinder entfallen 10 Lehrer. Jedes Kind kostet der Arbeitergemeinde jährlich 1766 RM Zuschuß. Das sind ganz ungehörige Zustände, und die Parteien, welche diesem Unfug zustimmten, dürfen sich schon sagen lassen, daß Wirtschafts- und Finanzpolitik sicherlich nicht ihre starke Seite gewesen sind.

Von solchen Taten kommt dann auch immer der Druck auf den Kapitalmarkt. Daß auch die Gemeinden sich zu einer grundsätzlichen, sparsameren Politik bequemen und nicht Objekte der Eitelkeit der führenden Personen sein sollten, wird allmählich aufgedämmert sein. Es ist ja eine merkwürdige Erscheinung, daß am 100. Todestage des Mannes, der 1806/07 den preußischen Städten die Selbstverwaltung gab, des Freiherrn vom Stein, viele Städte nur noch mit Hilfe des Staatskommissars geleitet werden können.

Die Auslandsschulden der deutschen Industrie

Aber nicht nur die Verschuldung der öffentlichen Hand, auch die Auslandsschulden der deutschen Industrie sind ein nicht unerhebliches Gefahrenmoment. Die deutsche Wirtschaft in ihrer gegenwärtigen Lage wird nicht ohne Auslandskredite auskommen. Aber die leichte Art des Hereinfließens von Auslandskrediten in früheren Jahren hat die Ausblähung der deutschen Wirtschaft ohne Zweifel zur Folge gehabt. Dagegen ist die Exportkraft nicht im Verhältnis der hereingenommenen Kredite gestiegen. Je mehr nun die Wirtschaft an Produktionskraft in den letzten Jahren verlor, um so stärker mußte sich der Druck des Zinsens- und Amortisationsdienstes bemerkbar machen. Daß dadurch die Krise nur beschleunigt wurde, liegt auf der Hand.

Die deutsche Industrie hat nach Erhebungen des Reichsstatistischen Amtes allein an Zinsen für langfristige Auslandsschulden im Jahre 1930 225 Millionen RM. aufbringen müssen. Die Zinsen für langfristige Inlandskredite betragen daneben noch 82 Millionen RM., also 307 Millionen RM. insgesamt.

Besonders aufschlußreich sind die Ergebnisse der Umlaufstatistik, soweit diese die Verschuldung der wichtigsten Gewerbegruppen erkennen lassen. Es betrug Ende Dezember 1930 der Umlauf (in Millionen RM.) von

	Inlands- schuldschreibungen	Auslands- schuldschreibungen
Insgesamt	1272,5	3435,3
Davon entfallen auf:		
Schwerindustrie	372,2	1053,4
Maschinen- und Apparatebau	19,1	10,5
Elektrotechnische Industrie	79,8	355,3
Chemische Industrie	260,1	68,4
Spinnereien und Webereien	47,1	6,9
Leber- und Linoleumindustrie	17,6	2,5
Brauereien und Mälzereien	44,8	—
Wasser-, Gas- und Elektrizitätswerke	162,0	1293,9
Handelsgewerbe	31,7	102,3
Banken	40,6	203,8
See- und Küstenschiffahrt	3,0	122,1
Eisen- und Straßenbahnen	34,6	114,6

Der Gesamtumlauf von Auslandsschuldschreibungen stellt sich also auf 3435 Millionen RM. Dem steht ein Gesamtbetrag der Inlandsschuldschreibungen von 1272 Millionen RM. gegenüber. Die Auslandsverschuldung der Industrie ist also beinahe dreimal so groß wie die langfristige Inlandsverschuldung.

Kapitalflucht - Der Dolchstoß der „Patrioten“

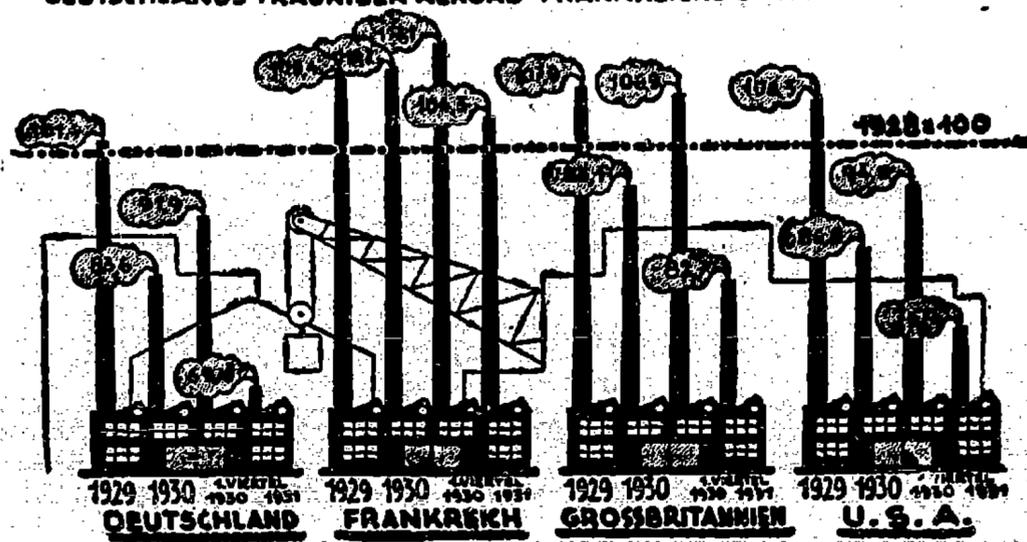
Die öffentliche und private Verschuldung allein würde uns wohl nicht in die Katastrophe hineingeführt haben, wenn nicht seit fast Jahresfrist, seit den Septemberwahlen 1930 eine Kapitalflucht größten Maßstabes sich vollzogen hätte. Diese Kapitalflucht zeigte dem Ausland das große Vertrauen, das deutsche Schichten zur eigenen Wirtschaft und zur eigenen Währung besaßen! Das Ausland hatte weitaus mehr Vertrauen. Und wer waren die Kapitalflüchtigen? Etwa Arbeiter? Bauern? Handwerker? Oder waren es vielleicht nur Juden? Der deutsche Großbürger und Kapitalist schlechthin war es, der bei jeder Gelegenheit „Deutschland, Deutschland über alles“ sang, sich aber im übrigen um deutsche Interessen einen Teufel scherte. Man macht eine Kapitalverschlebung nun nicht so, wie es sich mancher vorstellen mag: Taschen und Rucksäcke voll deutscher Banknoten, und dann heidi nach Holland oder der Schweiz. Das zu unterbinden, wäre leicht gewesen. Man will doch nicht mit dem Gesetz in Konflikt kommen. Daher gründet man im Ausland Fabrikations- und Vertriebsgesellschaften, man läßt die Gewinne hübsch draußen, schon weil die Steuern niedriger sind. Man erwirbt ausländische Wertpapiere, oder man gründet im Auslande Gesellschaften zur Vermögensverwaltung, oder man gründet im Auslande Finanzierungs-gesellschaften; man läßt die Gewinne nicht mehr im Inland, sondern im Auslande erscheinen. Es gibt der Möglichkeiten bald mehr als Gesehesparagrafen.

Für die Kapitalflucht werden bevorzugt Holland, die Schweiz, Luxemburg und Liechtenstein. In der Schweiz gab es 1920 ganze 27 Holdingsgesellschaften (Selbstverwaltungs-institute) mit 77 Millionen Franken (1 Frank = 0,80 RM) Kapital, 1925 119 mit 134 Millionen Franken und 1928 schon 141 mit 315 Millionen Franken. Jetzt ist die Zahl noch viel höher. Folgen der deutschen Kapitalflucht.

Finanzkreise glauben feststellen zu dürfen, daß in den letzten drei Jahren mindestens 5 bis 6 Milliarden RM. auf diese Art und Weise verschoben sind. Ja, man sprach sogar davon, daß man in der Schweiz den Banken hohe Summen zinslos angeboten habe, nur um das Kapital in der Schweiz unterzubringen.

Und nun versuche man, dem „kleinen Mann“, der jede Not und jedes Leid seines Landes tragen muß, schwer tragen muß, plausibel zu machen, daß es dagegen leider keine Mittel gäbe. Das kann man nicht mehr. In einer Zeit, wo Hunger eine nicht seltene Erscheinung ist, wo man aber schnell bei der Hand ist, den Dieb eines Brotes oder eines Pfündchens Fleisch auf Grund ausgedorrter Paragraphen auf einige Wochen zu verknäuen, weiß die ganze gelehrte Justiz kein Mittel, wie man den Kapitalverschleppern bei-

INTERNATIONALER PRODUKTIONS-RÜCKGANG DEUTSCHLANDS TRAURIGER REKORD - FRANKREICHS GOLDENE ZEITEN



Die edlen Seelen



„Wir verschieben doch kein Kapital! Wir sorgen nur dafür, daß die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den einzelnen Ländern fester werden.“

kommen und wie man sie bestrafen kann. Das will dem Mann aus dem Volke nicht in den Kopf, und er stellt Betrachtungen an über die Frau Justitia, die mit verbundenen Augen dasteht und von der ein Diebstahl eines Brotes hart geahndet, der Diebstahl am Volk von Hunderten von Millionen aber straflos ausgehen kann. Regierung und Justiz mögen über die „Berechtigung“ solcher Unterschiede den Mann aus dem Volke belehren. Wir können es nicht.

Die Weltwirtschaft ist aus den Fugen

Die seit Jahren schleichende deutsche Krise, welche heute sich so furchtbar zeigt, hat auch die ganze Weltwirtschaft aus den Angeln gehoben. Denn es ist klar, daß der Ausfall eines so hochentwickelten industriellen Landes, mit USA. und England das führende Industrieland, in der Weltwirtschaft zu größten Störungen führen muß. Die Weltwirtschaftskrise, die allgemein im Oktober 1929 einsetzte, hat den europäisch-amerikanischen Industrieländern nach einer Berechnung von Woytinsky im „Berliner Tageblatt“, Nr. 234, einen Verlust von 150 Milliarden RM. gebracht. Das ist mehr als das Dreifache der sämtlichen Goldbestände und das Anderthalbfache des gesamten Geldumlaufes der Welt. Der Ausfall an Produktion, mit einem 25prozentigen Aufschlag für die Verluste bei Handel und Verkehr, von Oktober 1929 bis Januar 1931 beläuft sich in Deutschland auf 11 Milliarden RM.

Noch höher dürfen die Verluste im laufenden Jahr sein. Für April 1931 hat das Institut für Konjunkturforschung die nachfolgende Zusammenstellung veröffentlicht, die den prozentualen Rückgang der industriellen Produktion verschiedener Länder wiedergeben soll:

Deutschland	um 32 %
Polen	„ 31 %
Kanada	„ 30 %
Vereinigte Staaten	„ 29 %
Großbritannien	„ 26 %

Sinnland	um 23 %
Schweden	„ 21 %
Frankreich	„ 9 %

Wenn diese Sätze auf das ganze Jahr 1931 bezogen werden dürfen, so wird dieses Jahr dem deutschen Volke einen Einkommensausfall von 15-16 Milliarden RM. bringen. Aber diesen Einkommensausfall bekommen die Rohstoffländer, wie Amerika, in erster Linie mit zu fühlen. Und deshalb auch Hoovers Plan, der erste Plan seit Jahr und Tag, in dem weltwirtschaftliches Denken zum Vorschein kam.

Und die Arbeiterschaft?

Daß solche Situationen die soziale und rechtliche Lage der Arbeiterschaft erschweren, bedarf keines Wortes. Dennoch wäre nichts falscher, als wenn auch die Arbeiterschaft von jener Panik ergriffen würde, welche heute das kleinere und mittlere Bürgertum vielfach gepackt hat. Die „Flucht in die Sachwerte“ ist bei dem festen Stande der Währung ein Unfug. Meistens sind es noch solche „Sachwerte“, die sehr zweifelhaften Wert haben, wie Klaviere, Bilder usw. Ein großes Radiogeschäft versicherte uns, daß es in den zwei Tagen Banksperrre mehr Radioapparate auf Barzahlung verkauft habe, als die zwei letzten Monate überhaupt, und da nur gegen Teilzahlungen. Bis heute hat die Arbeiterschaft bewiesen, daß sie der wirtschaftlich und politisch geschulte Teil des Volkes ist. Heute gilt es, Kopf und Nerven zu behalten.

Das gilt besonders im gewerkschaftlichen Leben. Diese Tage politischer und wirtschaftlicher Hochspannung zeigen dem Arbeiter deutlich, wo er überhaupt bleibe, wenn er ohne gewerkschaftliche Organisation dastände. Er würde zerrieben und zermahlen. Wo alles in größter Bewegung ist, kann die gewerkschaftliche Tätigkeit nicht faumselig sein. Gerade jetzt heißt es, nicht nur auf vermehrte Aktivität, sondern auf größte finanzielle Schlagkraft zu drängen. Alles, was diese letztere in Gefahr bringen könnte, muß einer Revision unterzogen werden.

Zweifellos hat sich auch die gewerkschaftliche Organisation nach dieser oder jener Seite hin übernommen und sich Aufgaben gestellt und Leistungen festgelegt, die für normale Zeiten und auch für Krisenzeiten Geltung haben können, die aber in einem wirtschaftlichen Katastrophensjahr dem eigentlichen Kampfscharakter der Gewerkschaft starke Hemmungen bereiten. Nach wie vor ist die Sicherung der Existenz der Arbeiterschaft und der Kampf um ihr Recht das vornehmste Aufgabengebiet der gewerkschaftlichen Organisation, dem gegenüber das an sich wichtige Gebiet der Unterstützungen erst in zweiter Linie kommt. Im Denken vieler Kollegen aber hat sich diese Rangordnung verschoben. Es scheint notwendig, gerade heute auf die richtige Wertgruppierung nachdrücklich hinzuweisen, und wenn notwendig, Folgerungen daraus zu ziehen. Denn: wie stark — mitgliedsmäßig und finanziell — wir unsern Christlichen Metallarbeiterverband durch diese Krisenperiode hindurchführen, davon wird in der Aufbauperiode die Existenzhöhe der Metallarbeiterschaft, soziale und rechtliche Stellung, Lohnlage und Mitwirkung im Betrieb wesentlich abhängen. G. W.

Keine Erstarrung, sondern kräftige gewerkschaftliche Mitarbeit

In den 17 schweren Notjahren, die insbesondere die deutsche Arbeiterschaft durch den Krieg bis heute erlebte, ist bald Uebermenschliches von ihr verlangt und geleistet worden. Die eine Notlage jagte die andere und dem einen Keulenschlag folgte ein anderer. Dennoch ließ sich die Arbeiterschaft nicht unterkriegen. Im wechselreichen Tempo ging es weiter, teils auf, teils ab. Viele Hindernisse und Schwierigkeiten sind dabei entweder weggeegert, überrannt oder umgangen worden. Oesters hat die Arbeiterschaft in diesem Kampfe um Existenz und Fortschritt aber auch „stille halten“, Schlappen erleiden und Rückschläge ertragen müssen. Aber selbst in diesen „Ruhe-“ und Verteidigungsstellungen war sie nicht

untätig. Die Folgen dieser Schäden wurden dann gemindert und ausgeglichen, weitere Gefahren abgewehrt und vor allem neue Kraft für wieder bessere Zeiten gesammelt.

Auf diesem zwar schweren und langen, aber auch einzig richtigen und möglichen Wege hat unsere Arbeiterschaft somit reichliche Uebungen machen und Erfahrungen sammeln können. Sie hat hier trainieren können, nicht für den Sport, sondern für die eigene Existenz und für ihr Fortkommen. Vor allem aber hat sie dadurch bewiesen, daß sie sich nicht unterkriegen läßt, daß sie den Willen hat, zu leben und weiter vorwärtszuschreiten, trotz und alledem. Das war nur möglich, weil sich die Arbeiterbewegung, die Führerschaft, die Einsichtsvollsten und Nervenstärksten der Arbeiterschaft vor der Er-

starrung durch Rückschläge und Notlagen bewahrten und weil sie sich gegenseitig immer wieder neu belebten.

An dieser zwangsläufigen und löblichen Übung schien insbesondere die christliche Metallarbeiterschaft auch während der neuesten Notlage festzuhalten. So konnte trotz der schweren Arbeits- und Wirtschaftsnot, die schon im Jahre 1930 stark bei uns eingezogen war, unser Christlicher Metallarbeiterverband Deutschlands noch in diesem Jahre 26 205 neu aufgenommene und übergetretene Mitglieder begrüßen. Die Zahl der verkauften Beitragsmarken erhöhte sich im letzten Jahr um fast 370 000 auf 5 600 000. Auch in diesem Jahre, in dem sich die Krise noch schlimmer auswirkt als im verflossenen Jahre, liegen aus manchen Bezirken und Verwaltungsstellen ähnliche erfreuliche Leistungen vor. Sie beweisen, daß man sich hier von der Arbeitsnot nicht hat niederdrücken lassen, sondern kühlen Verstand, starke Nerven und gewerkschaftliches Leben bewahrt hat.

Mancherorts scheint man jedoch auch in einen gewerkschaftlichen Erstarrungszustand gekommen zu sein, wohl nicht gewollt, aber es wurde sich nicht genügend dagegen zur Wehr gesetzt. Solche Erstarrungen traten ein, weil es am nötigen gewerkschaftlichen Leben fehlt und der Wille zur gewerkschaftlichen Selbsthilfe schlaff zu werden droht. Und warum wurde dieses möglich? Nun, weil hier eben der eine dem andern kein gutes gewerkschaftliches Vorbild mehr gibt, der eine am andern sich nicht mehr aufrichtet, das gegenseitige Halten, Stützen und Beleben fehlt. Hier wird vergessen, daß, wenn Stöhnen und Jammern, Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit, aber auch Trägheit und Drückebergerei helfen könnten, dann die Arbeiterschaft hinsichtlich der Vertretung ihrer Interessen paradisiische Verhältnisse erreicht haben müßte. So vieles ist schon in dieser Kirchhofs- und Erstarrungsmanie geleistet worden. Geholfen hat es aber nichts, sondern nur geschadet. Vielmehr hat sich das Gegenteil von dem, was an diesen Stellen so stark praktiziert wurde, immer als das richtige und bessere erwiesen. Kopf hochhalten und sich regen, führen immer im Leben zu Hilfe, Erfolg und Segen, und so wird es auch bleiben.

Die Beachtung dessen hat unsere Arbeiterschaft sehr am notwendigsten. Ihre Erstarrung würde sie nämlich dahin führen, wohin sie ihre Gegner wieder haben wollen. Soll das aber nicht eintreten und will sie die großen Aufgaben der Stunde für die Rettung und Verteidigung ihrer ureigenen Geschicke erfüllen, so muß sie sich vor allem den Willen zum Leben und zum Kampfe für das Leben stärker und allerwärts

bewahren. Hoffnungs- und Tatenlosigkeit führen zu einer Art Selbstmord. Wie unser deutsches Volk, so ist auch die deutsche Arbeiterschaft nur dann verloren, wenn sie sich selbst aufgeben würde. Dieses aber wollen und dürfen wir nicht, nicht nur um unserer selbst willen, sondern auch wegen der Sendung, die wir in dieser entscheidenden Schicksalsstunde zu erfüllen haben.

Durch solche Erstarrungserscheinungen werden wir auch so schwer fertig mit dem Demagogentum unserer Zeit, das mit seinen zerstörenden und zersetzenden Kräften blindlings Experimente der Zerschlagung beliebt, aber keinen Weg für Rettung und Aufbau weiß. Was von uns an guten Taten versäumt wird, reizt dort zu doppelt schlechtem Treiben. Leider nur zu wahr ist heute vielfach das Dichterwort:

„Die Guten stehen ernst und still
und harren, was da werden will.“

Derweilen entläuft nämlich den Guten das eine nach dem andern.

Heute muß mehr gehandelt als verhandelt werden. Geist- und Mutlosigkeit, Not und Bedrängnisse unserer Tage erfordern dieses gebieterisch. Notwendige Verbandsarbeit, die sachlichen Erfolg und werbende Lebenskraft entwickelt, gibt es in Hülle und Fülle, sowohl materielle als auch ideale. Es kommt nur darauf an, daß überhaupt richtig und kräftiger zugepackt wird.

Dieses ist zunächst und vor allem Aufgabe der Führerschaft, sowohl jener im engeren als auch im weiteren Sinne. Wie jede Massenbewegung, so sind auch die Gewerkschaften das Werk der Rührigen und der vielen Führer in den Ortsgruppen, Betrieben, Berufen und in ihren Funktionen. Auf sie kommt es zunächst an. Lassen sie sich von lahmen, faulen und hoffnungslosen Strömungen nicht unterkriegen, sind sie wirkliche ruhende Pole in der Erscheinungen Flucht, so folgen ihnen auch die Glieder.

Aber wie das Haupt, so haben auch die Glieder wichtige Funktionen in diesem Kampf um Sein oder Nichtsein zu erfüllen. Denn auch das Haupt erstarrt, wenn in den Gliedern kein Leben ist und wenn letztere dem ersteren den Belebungs willen hemmen oder gar lähmen.

Somit wird von hüben und drüben, von unten und oben alles darangesetzt werden müssen, um Erstarrungserscheinungen — wo sie sich zeigen — niederzuhalten und zu bannen, um Neubelebungen vorzunehmen, damit die Arbeiterschaft auch den schwersten Nöten der Zeit gegenüber Herr bleibt!

W. Mauer.

Der Konkurs der Verwalter-Unternehmer



In großer Weg ist es, von dem Erfinder-Unternehmer, den Sartort, Dinnendahl, Meyer, Borsig, Krupp, über den Kaufmann-Unternehmer, den Rathenau, Thyssen und Stinnes, über den Finanzier-Unternehmer, den Wolff, Astor, Morgan, zu dem Verwalter-Unternehmer, den Generaldirektoren. Am Anfang dieses Weges steht der geniale Funke der Erfindung und der Lust am Kampf um die beste Ware. Am Ende steht der Generaldirektor, der Verwaltungsbeamte, der Bürokratismus. Man beginnt vergeblich zu suchen nach großen Unterschieden in der Leitung und Verwaltung einer Stadt und in der Leitung eines kapitalistischen Großkonzerns. Auf beiden Seiten vielfach die gleiche verwaltungsmäßige Langsamkeit und Unübersichtlichkeit, die Stufenleiter der Hierarchie mit betonter Forderung nach dem Schein, dem Zeugnis und weniger nach der praktischen Leistungsfähigkeit. Ein Unterschied besteht zwar noch: Ein Oberbürgermeister bezieht ein Jahresgehalt von durchschnittlich 40 000 RM, der Leiter eines Großkonzerns tut es nicht unter 500 000 RM Jahresinkommen. Wodurch solche Unterschiede gerechtfertigt sind, ist nicht klar zu ersehen.

Wir haben an mehr als einer Stelle die Verwaltungspraxis der öffentlichen Hand dargestellt und Abhilfe gefordert. Die

steuerliche Belastung durch die Ausblähung des Verwaltungsapparates liegt nach wie vor stark auf dem deutschen Volke. Wir haben aber auch zu gleicher Zeit darauf hingewiesen, daß die privatkapitalistische Wirtschaft keinen Grund hat, die Fehler des Wirtschaftens der öffentlichen Hand allzusehr hervorzuheben. Die privatkapitalistische Wirtschaft ist im letzten Jahr derartig „der Sünden bloß“ geworden, daß der Respekt vor privatkapitalistischer wirtschaftlicher und finanzpolitischer Führung außerordentlich erschüttert worden ist. Die deutsche Wirtschaft hat gelitten unter Reparationen, unter Steuerdruck; aber sind die Zusammenbrüche der letzten Zeit etwa darauf zurückzuführen oder auf eine geradezu leichtfertige und leichtsinnige Politik ihrer Führer, um keine schärferen Worte zu gebrauchen? Wenn nach dieser Zeit die Bücher geöffnet werden, besonders über die Kreditierungen, wird das deutsche Volk mit Schrecken und Schmerz sich manche Wirtschaftsführer ansehen, denen es sein Geld und seine Produktion anvertraut hat.

Restlos verfaßt hat selbst bei größten Instituten, wie der Danat-Bank, das Aufsichtsratsystem. Millionen und abermals Millionen sind abgeschlossen als Tantieme für die Aufsichtsräte, aber von den wirklichen Aufsichtsratspflichten hat man selten etwas wahrgenommen. Als der Savag-Konzern (Stankfurter Allgemeine Versicherungs-AG.)



Goldschmidt
Letter
der Danatbank

zusammenbrach, wußten — wie die Untersuchungen bewiesen haben — weder Aufsichtsratsmitglieder noch Bankengläubiger von der wilden Spekulationswut der Direktoren. Die deutsche Wirtschaft quittierte einen Verlust von 50 Millionen RM. Noch krasser liegt der Fall bei Nordwolle. Hier lag die Führung durchaus bei den im Aufsichtsrat vertretenen Großbanken. Schon die Höhe der in der Nordwolle-Bilanz ausgewiesenen Verpflichtungen von 164 Millionen RM. Ende 1930 hätte zur äußersten Vorsicht mahnen müssen. Aber selbst hier war man über das Ausmaß der Verluste nicht informiert. Der Zusammenbruch der Nordwolle mußte die Hauptgläubiger, die Danat-Bank, mit in den Strudel hineinziehen. Liegt die Sache beim Stahltrust etwa anders? In Zeiten der Hochkonjunktur von 1927 wurden mit schwedischen Erzgruben Lieferungsverträge bis 1942 abgeschlossen. In diesen Verträgen sind nicht nur

die Liefermengen, sondern auch die Preise bis 1942 festgelegt. Seit 1929 ist ein ständiges Absinken der Weltmarktpreise zu verzeichnen. Die Folge ist, daß der Stahltrust auf Grund des Lieferungsvertrages sein schwedisches Rohmaterial hoch über dem Weltmarktpreis beziehen muß. Die weiteren Folgen sind unerträgliche Steigerungen der fixen Kosten, Stilllegungen, Entlassungen und Lohnabbau. Kein Mensch wird behaupten wollen, daß dieser Lieferungsvertrag etwa auf das Konto der deutschen vielgeschmähten Sozialpolitik zu setzen sei. Der Dank für solche Leistungen, an denen, wie man hört, Herr Flick maßgeblich beteiligt sein soll, besteht anscheinend in dem neu erbauten Schloß Flicks bei Kettwig, das nach unwidersprochenen Meldungen über 5 Millionen RM. gekostet haben soll. Hat die Mißwirtschaft in der Raiffeisen-Bank, die zu einem Gesamtverlust von 70 Millionen RM. führte, etwas mit den „Lasten der Sozialversicherung“ zu tun? Man hat Glückrittern und russischen Abenteurern (Uralzeff) das Geld der kleinen Leute, Landwirte und Genossenschaftler mit vollen Händen nachgeworfen. Außerordentlich zartfühlend ist die deutsche Justiz hier vorgegangen.

Als vor zwei Jahren die Unternehmungen des englischen Großspekulanten Satry zusammenbrachen, war er nach wenigen Wochen zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt. In der Gestalt des englischen Richters Ivory erhob sich die beleidigte englische Geschäftsehre und hielt dem Angeklagten entgegen:

„Clarence Charles Satry! Sie sind nach eigenem Geständnis der abscheulichsten Betrügereien schuldig, die jemals die Handelshhre Großbritanniens besleckt haben.“

Nun, in Deutschland beliebt man derartige „barbarische“ Methoden bei den Großen nicht. Dafür hat man die kleinen Sünder! Bei unseren Großen, wie bei Nordwolle, besteht auch gottlob keine Verdunkelungsgefahr, die liegt anscheinend nur bei den Kleinen vor.

Wie war es in der Zementindustrie? Einer Leistungsfähigkeit von 15 Millionen Tonnen im Jahre 1929 stand eine Ausnutzungsmöglichkeit von 25 bis 30% gegenüber. Für den Werksneubau sind in wenigen Jahren an 300 Millionen RM., und mindestens 30 bis 40 Millionen RM. zur Bekämpfung der Außenseiter oder besser zur Hochhaltung der Kartellpreise ausgegeben worden. Beim größten deutschen Zementunternehmen, dem Wicking-Konzern, steht eine Kapitalzusammenlegung auf ein Stück zu erwarten. Auch hier hat die Kontrolle der Gläubiger, der Banken, versagt.

Kunstseide und Linoleumindustrie zeigen die gleichen Erscheinungen. Die Leistungsfähigkeit der deutschen Kunstseidenindustrie kann selbst in besten Zeiten nicht ausgenutzt werden. Auch bei Auslandsgründungen sind sehr schwere Verluste eingetreten. Falsche Wirtschaftspolitik und mangelnde Voraussicht haben Riesensummen verwirrwirtschaftet, die man aus den Löhnen der Arbeiter wieder hereinholen wollte.

Aber nun trat etwas ein, was dem privatkapitalistischen System und seinem Ansehen den größten Schlag versetzte: der Staat mußte helfend dem Privatkapitalismus beispringen.

Wo blieb da die gepriesene Unternehmerinitiative, der kühne Geist der freien Unternehmerpersönlichkeit, die Verantwortungsfreudigkeit des Privatkapitalismus? Sang und Klanglos ist das untergegangen. Erbärmlicher hat niemals ein System, das so Großes und Stolz schuf, Schiffbruch gelitten. Warum sollte man denn nicht jetzt allmählich die Privatwirtschaft unter staatliche Kontrolle stellen? Bei den Banken wird das eine Notwendigkeit werden, nachdem sich gezeigt hat, daß die großen Banken entweder nicht gewillt oder nicht imstande waren, von sich aus beim Danat-Krach einzugreifen. Heute schon muß das Reich geradestehen bei Danat, Preußen bei der Raiffeisenbank, bei der Ostbank für Handel und Gewerbe, bei Landesbanken. Vorsig erhielt eine Subvention von 1,2 Millionen RM. Der geschmähte Staat soll retten. Der Privatkapitalismus wird sich doch wohl darüber klar sein, daß seine eigenen Manipulationen den Staatskapitalismus mehr förderten, als alle Sozialisten es tun konnten. Die Zeit des echten kapitalistischen Unternehmers scheint vorbei. Der Derwaller-Unternehmer ging in Konkurs. Steht neues Wirtschaftswerden bevor? Wbr.



„Eingriffe des Staates in die Wirtschaft müssen wir zurückweisen, ebenso wie wir uns schärfstens gegen die staatliche Subventionspolitik wenden.“

„Hilfe, Hilfe, Staat, sonst gehen wir zugrunde!“

Von unseren Metallarbeiterkollegen in Jugoslawien

In Jugoslawien, besonders in dessen nordwestlichem Teil Slowenien, besteht eine rührige christliche Metallarbeiterbewegung. Auf der Pfingsttagung unserer Internationale in Luzern schloß sich der Christliche Metallarbeiterverband Jugoslawiens unserer christlichen Metallarbeiter-Internationale an. Wir begrüßen auch an dieser Stelle unsere neuen Mitkämpfer und wünschen ihnen Aufstieg und für ihren gegenwärtigen Kampf allen Erfolg. Die Red.



Die Eisen- und Metallindustrie Jugoslawiens ist am stärksten in Slowenien vertreten; hier herrscht auch rege gewerkschaftliche Tätigkeit der Metallarbeiter im christlichen Gewerkschaftslager. Slowenien zählt zirka 6000 Metallarbeiter. Wieviel Metallarbeiter im übrigen Staate Jugoslawien sind, wissen wir sehr noch nicht. Im Süden unseres Landes gibt es keine Leute, die sich mit Fragen der Organisation, Statistik usw. abgeben. Dadurch ist es schwer, die soziale Gesetzgebung, wie wir sie bereits haben, auszunutzen und auszubauen.

Die Löhne der Arbeiter variieren. Durchschnittlich verdient ein Arbeiter eines großen Werkes, wovon noch die Rede sein wird, monatlich zirka 1100 bis 2000 Dinar (81,48 bis 140,80 RM), bei Akkordarbeit 12 bis 20% mehr zum normalen Tagelohn. Dazu haben einige Kategorien, wie Gleiser und Arbeiter auf schwer verantwortlichen Stellen, Prämien, welche sich nach der Höhe der Produktion richten.

Von der Wirtschaftskrise ist in unserem Lande am stärksten die Metallindustrie und besonders schwer die Großeisenindustrie betroffen. Die Unternehmer benutzen diese Krisenzeit, vor allem aber die geringe Widerstandskraft der Arbeiter, um Verschlechterungen der Lohn- und Arbeitsverhältnisse durchzuführen, besonders aber, um den Kollektiv-Arbeitsvertrag zu beseitigen. Das arbeiterschädigende Treiben der Sozialisten kommt dabei den Unternehmern noch zugute.

Wir haben in den letzten Monaten zwei Lohnbewegungen gehabt, und zwar bei der Krainischen Industrie-Gesellschaft in Jesenice und in den Stahlwerken des Grafen Georg Thurn in Gostanj.

Die Krainische Industrie-Gesellschaft hat im Dezember vorigen Jahres plötzlich den Kollektiv-Arbeitsvertrag vom Jahre 1921 abgesagt mit der Motivierung, er sei nicht mehr zeitgemäß.

Wir waren der Meinung, daß bei so wichtigen Fragen alle Arbeiterorganisationen zusammenstehen müßten. Anders die Sozialdemokraten, die uns als Minderheit ausschalten wollten. Das ist ihnen nicht gelungen. Mit einer gründlichen Vorbereitung, welche die Sozialdemokraten nicht geahnt haben, haben wir bei den ersten Besprechungen, zu welchen wir gedrungen haben, eine Konvention erreicht, wonach alle Organisationen in diesem Kampfe geschlossen auftreten werden.

Von welcher Wichtigkeit das war, haben wir in einigen Tagen gesehen, als die Fabrikleitung die ersten Besprechungen eingeleitet hatte. Der erste Vorschlag der Fabrik war, daß man den 100 prozentigen Zuschlag für die Sonn- und Feiertagsarbeit aufheben, dazu noch, daß man für die Arbeit an gesetzlich nicht anerkannten Feiertagen nur 50% Zuschlag zahlen soll. Bei der zweiten Besprechung kam es zu einer Uebereinkunft. Die Arbeiter gingen auf die 100 prozentige Reduzierung ein, auch auf die 50%, und einige Feiertage wurden gestrichen. Alles erwartete, die Fabrik werde einen neuen Kollektivvertrag eingehen. Aber wir warteten umsonst.

Die Arbeiterschaft hat die Fabrikleitung durch ihr kompaktes Auftreten überrascht. Infolgedessen änderte die Werksleitung ihre Taktik, sie wollte den Willen der organisierten Arbeiterschaft brechen. Die Leitung wollte weitere Verhandlungen mit jedem Betrieb gesondert führen; bei diesen wollte sie neue Akkordtarife aufstellen.

In allen Betrieben mit produktivem Charakter wurden neue Akkordsysteme eingeführt, aber nur auf drei Monate als Versuch. Die Leitung wollte in dieser Zeit festzustellen suchen, wieviel ein Arbeiter zu leisten vermag, damit sie nach solchen Studien ihre Vorschläge diktieren könne. So ist die Arbeiterschaft noch heute — nach 6 Monaten — ohne Tarifvertrag.

Das Unternehmen gehört auch dem Mitteleuropäischen Stahlkartell an. Es arbeitet jetzt mit 2 Martinöfen, bei vollem Arbeitsbetrieb mit 5 Öfen. Dazu hat die Fabrik noch einen mittelschweren und feinen Walzbetrieb, einen kalten Walzbetrieb, einen Drahtbetrieb, einen Nagelbetrieb, einen Verzinkungsbetrieb und andere mechanische Werkstätten.

Anfang April 1931 kam die Auflösung des Kollektivvertrages der Stahlwerke in Gostanj. Die letzten kollektiven Abmachungen waren im Jahre 1925 getroffen worden. In diesem Betrieb stehen die Arbeiterlöhne 10 bis 20% tiefer als bei der KIG. Die Lohnbewegung, welche die Sozialisten in dieser Fabrik führten, war für sie nicht ehrenwert. Unsere Organisation konnte sich bis im vorigen Jahre in diesem Betrieb wegen des Drucks und Terrors der Sozialdemokraten nicht halten. Allein trotz allem fanden sich einige unerschrockene Männer, die eine Metallarbeitergruppe, der „Jugoslovanska strokovna zveza“, gründeten. Bei der Auflösung des Kollektivvertrages haben wir denselben Standpunkt eingenommen wie bei der KIG., weil wir wußten, daß alle Mißheiligkeiten für die Arbeiter nachteilig wären, zumal bei in Aussicht stehenden Verhandlungen. Die Sozialisten haben aber hier unser Anerbieten glatt abgelehnt. Sie nahmen Front gegen uns, besonders in den Zeitungen usw. Bei den ersten Besprechungen um den neuen Kollektivvertrag haben sie unsere beiden Betriebsvertraute ignoriert. Von 5 Betriebsvertrauten haben sie 3, wir 2. Wir beschwerten uns bei der Arbeiterkammer, die in der Mehrheit von Sozialisten besetzt ist. Diesmal mußten sie unter dem Druck der Verhältnisse weichen.

Als der Kampf gegen unsere Mitwirkung äußerst schmutzig anzufangen begann, verlangten wir nicht mehr die Mitwirkung unseres Verbandes. Der Betrieb sollte durch die Entzweiung der Arbeiter nicht in die Lage versetzt werden, seinen Willen zu diktieren. Wir verlangten nur, daß unsere Betriebsvertrauten als gesetzliche Vertreter der Arbeiter bei den weiteren Verhandlungen mitarbeiten. Vor einem Monat



Ljubljana



Jugoslawien (nordwestl. Teil ist Slowenien)



Spalato: Palast des römischen Kaisers Diokletian

war die letzte Verhandlung. Die Sozialisten gingen auf eine 10prozentige Erniedrigung der Löhne ein, ebenfalls auf ein neues Akkordsystem. Weil der Betrieb verlangte, daß auch unsere zwei Betriebsvertrauten unterschreiben sollen, haben wir unsere Bedingungen gestellt. Wenn der Betrieb diese Bedingungen erfüllt, unterschreiben unsere Vertreter, widrigenfalls wir für den Vertrag keine Verantwortung übernehmen. Die Arbeiter heißen unsere Schritte gut. Sicher ist, daß eine Reduzierung der Löhne in dem Maße unnötig

war, da die Löhne in diesem Betriebe so wie so niedrig stehen. Sie betragen 900 bis 1100 Dinar (66 bis 125 RM), bei Akkordarbeit 10% mehr.

Der Betrieb hat Martinöfen, einige Puddelwerke, ein Mittel- und Feinstahlwerk.

Was die falsche Taktik der Sozialdemokraten zuwege bringt, wird die Zukunft lehren. Die christlichen Arbeiter werden unbeirrt ihren Weg gehen und für starke christliche Organisationen kämpfen und opfern. Josip Rozman, Laibach.

Keine Inflation, sondern Geldwertsteigerung

Breite Schichten des Volkes stehen unter der Furcht, als gäbe es wieder eine Inflation. Diese Sorge besteht nicht erst seit den letzten Wochen, seit gut einem Jahr kann man diese Ansicht vielfach hören. Sie wird geflüstertlich genährt durch Redewendungen der sogenannten „nationalen Opposition“, welche bei einer etwa entstehenden Panik am besten ihre Schäfchen scheren zu können glaubt. In einem sehr lesenswerten Artikel hat nun Professor Dr. Wagemann, der Leiter des Instituts für Konjunkturforschung, in der letzten Nummer der Zeitschrift des Instituts Stellung zu diesen Fragen genommen. Professor Wagemann betont, daß wir heute nicht in einer Geldentwertung (Inflation), sondern in einer Geldwertsteigerung ständen. In Wirklichkeit besteht ja kein Ueberfluß an Noten, durch den eine Inflation hervorgerufen werden könnte, sondern ein Mangel an Noten.

Die Notenbanken sind unter den gegenwärtigen Verhältnissen gezwungen, ihren Zahlungsmittelumsatz einzuschränken, statt ihn zu steigern. Nicht Ueberfluß, sondern Mangel an Noten droht der deutschen Wirtschaft. Da sie zur Aufrechterhaltung ihres Zahlungsverkehrs ein bestimmtes Minimum an Scheinen benötigt, ist eine Verminderung des Notenumlaufs, wie sie durch den Verlust an Deckungsmitteln erzwungen wird, nicht von einer Geldentwertung, sondern von einer Geldwertsteigerung begleitet. Für den gegenwärtigen Umfang der Wirtschaftstätigkeit kann man mit der Notwendigkeit eines Notenumlaufes von mindestens 4 Milliarden Reichsmark rechnen. Gehen diese Deckungsmittel verloren, so wird Deutschland gezwungen sein, entsprechende Warenmengen auf den Weltmärkten abzusetzen, unter den gegenwärtigen Umständen also zu verschleudern. Das bedeutet zunächst für die deutschen Unternehmungen empfindliche Verluste; es bedeutet aber gleichzeitig eine ungeheure Verschärfung des Konkurrenzkampfes auf den ohnehin erschütterten Auslandsmärkten.

Die Schwierigkeiten, welche aus einer Vernichtung der deutschen Kreditreserven entstehen, würden somit nicht auf Deutschland beschränkt bleiben; sie würden die gegenwärtig ebenfalls um Absatz und Rentabilität kämpfenden ausländischen Unternehmungen ebenso bedrohen. Die zunächst aus Deutschland abgezogenen Devisen würden also unter allen Umständen wieder nach Deutschland zurückkehren müssen. Es scheint geradezu ausgeschlossen, daß die ausländischen Wirt-

schaftsführungen einen solchen Prozeß ohne Gegenaktion laufen lassen können, zumal er schon unmittelbar die ausländischen Kreditssysteme selbst in die Katastrophe hineinziehen würde. Solche Gegenaktion würde erleichtert, da das Ausland über die aus Deutschland abgezogenen Gelder verfügt, die sich bei den ausländischen Banken ansammeln. Die panikartige Zurückziehung der ausländischen Kurzkredite bedeutet nichts weniger als eine schwere Störung des weltwirtschaftlichen Kreislaufs.

Kapitalflucht und Kreditabzuehungen haben nach einer Schätzung von Professor Wagemann in den letzten Monaten den Betrag von 3 bis 4 Milliarden Reichsmark erreicht. Dabei sind Kapitalflucht und Kreditabzuehungen in Höhe von 1,6 Milliarden Reichsmark allein durch die Gold- und Devisenverluste der Reichsbank in der Hauptsache gedeckt worden. Möglich sei, daß von dem Devisenbestand der Kreditbanken, der Ende 1930 3,6 Milliarden RM. betrug, auch noch 1 1/2 Milliarden oder mehr abgezogen worden seien. Selbst die Bewegung so umfangreicher Geldkapitalien hat an sich nichts Beängstigendes.

Was so bedrohlich erscheint, ist die Plötzlichkeit wie die Einseitigkeit der diesmaligen Bewegung. Wir haben erkannt, daß es ausschließlich psychologische Momente und nicht wirtschaftlich gerechtfertigte Ueberlegungen sind, die diese Erscheinung ausgelöst haben. Volks- und weltwirtschaftlich wird dadurch ein Zustand geschaffen, der die Wirtschaftspolitik im In- und Auslande zwingen wird, mit Gegenmaßnahmen darauf zu reagieren. Den Ausgleich der Geldmärkte könnte ein tatkräftiges Zusammenwirken der internationalen Bankwelt leicht herbeiführen, selbst wenn die Vertrauenskrise nicht alsbald beendet wäre.

Bei den konjunkturellen Folgen der gegenwärtigen Vertrauenskrise, so sagt Wagemann, wird man sich vergegenwärtigen müssen, daß das konjunkturelle Schicksal des Arbeitsmarktes mindestens ebenso sehr von der großen Zahl der mittleren und kleineren Unternehmungen entschieden wird wie von den großen Firmen, die in ihrem Kreditbedarf von den börsenmäßigen Kreditmärkten unabhängig sind. Erst wenn die Vorgänge auf den Geld- und Devisenmärkten die Banken dazu zwingen, ihre Debitoren einzuschränken, würde sich dies auch bei den mittleren und kleineren Unternehmungen, in den Dispositionen der Industrie und letztlich auf den Arbeitsmarkt entscheidend auswirken können. In allerhöchster Form gilt dies für den Fall, daß die Zahlungsschwierigkeiten, die jetzt bei der Danabank eingetreten sind, nicht binnen kurzem überwunden werden können. Für Produktion und Beschäftigung und für den weiteren Verlauf der deutschen Konjunkturentwicklung würde dies unabsehbare Folgen haben. Anders, wenn es gelingt, durch Kreditrestriktion und Reichsgarantie für die Bankeinlagen der Lage Herr zu werden. In diesem Falle besteht für den weiteren Gang der Konjunktur keine Gefahr. Bei normalem Ablauf der Dinge wäre sicherlich der Zeitpunkt nicht mehr fern, an dem der Verbrauch eine allmähliche Erhöhung der Warenerzeugung herbeiführen müßte, und selbst im Falle schwerster Störungen der wirtschaftlichen Kreditbeziehungen wird der auf sich gestellte Apparat der deutschen Volkswirtschaft schon nach dem Geleß der Trägheit weiter rotieren. Wg.

Inflation-Deflation



Alte Kollegen erzählen aus ihrem Leben

V.

Die Wanderschaft von Salzburg, wo ich ein Jahr gearbeitet hatte, brachte mich 25jährigen, noch berufswissensdürftigen Schlossergefellen am 31. März 1897 (geboren 1872) in die damals allgemein bekannte und berühmte Kunststadt München, damals königlich-bayerische Residenz. Als Kunststadt nannte man damals München, nicht (oder besser „nicht nur“ Die Red.) wegen des weltbekannten Münchener Bieres, sondern vor allem wegen der Leistungen der großen Meister des Pinsels auf Leinwand, wie Lenbach, Defregger, Stud und vieler anderer. Auf dem Gebiete der Architektur war vor allem Gabriel v. Seidl und dessen Bruder Emanuel die Berühmtheit; sie schufen die Entwürfe für das National-Museum, und ihr letztes Werk war das Deutsche Museum.

Das Kunstschlossergewerbe blühte auch bedeutend. Aus jener Zeit stammen die vortrefflichen Arbeiten, z. B. das Rosipaltor an der Königinstraße, die Oberlicht- und Füllungsgitter am Justizpalast, die gotischen Gitter am Rathaus; ausgeführt bei den Firmen Reinhold Kirsch und Dietrich Busmann. Derartige Betriebe waren aber zum guten Teil mit Meistersöhnen zur praktischen Ausbildung aus nah und fern versehen, so daß nicht beliebig gute Stellen zu haben waren.

Es blühte aber auch die Bautätigkeit, und so gab es bei Schlossermeistern genügend Arbeit auf Konstruktion, Gitterarbeit und verschiedenes. Bei der Firma F i s c h e r u. S o h n trat ich in Arbeit als selbständig arbeitender Geselle bei einem Stundenlohn von anfangs 45 Pfennig, steigend bis 1903 auf 52 Pfennig. Die tägliche Arbeitszeit betrug zehn Stunden. Die Behandlung war gut, nur Blaumacher wurden angerempelt und nach öfterer Wiederholung auch entlassen.

Als schon zugereiftes Mitglied des Katholischen Gesellenvereins hatte ich Gelegenheit, die Lage meines Standes als Arbeiter wahrzunehmen. Die sozialistischen Gewerkschaften bestanden damals schon und machten durch ihre Agitation in den Arbeitsstellen und in ihrer Tageszeitung „Münchener Post“ die Öffentlichkeit auf sich aufmerksam. Von christlicher Seite aus wurde daraufhin auch für nichtsozialistische Arbeiter der „Verein Arbeiterschutz München“ gegründet, um dem Terror der Sozialisten entgegenzutreten und selbständig die Belange der Arbeiterschaft wahrzunehmen. Drei Kollegen kamen bei Gründung dieses Vereins hauptsächlich in Frage: Johann Braun, Steinmeh; Karl Schirmer, Schlosser, und Moritz Schmid, Eisenbahner. Sobald genügend Mitglieder von einer Branche vorhanden waren, wurde eine Sektion errichtet. Die Sektion der Metallarbeiter wurde am 26. Dezember 1897 errichtet. Bei der Gelegenheit wurde unser heute noch verehrter Kollege Karl Schirmer von den Sozialdemokraten als Paradeschlosser benannt und bekämpft. Am 2. Januar 1898 wurde ich als Sektionsmitglied Nr. 48 aufgenommen; Beitrag monatlich 20 Pfennig.

Das Jahr 1899 brachte die Gewerbegerichtswahl, die erste soziale Wahl nach dem Verhältniswahlssystem. Als zwei christliche Kollegen standen wir von morgens 8 Uhr bis abends 6 Uhr ununterbrochen vor einem Wahllokal und boten unsere Wahlzettel an. Wie es damals zuging, ist zu bekannt. Volle 48 Stimmen bekamen wir von ungefähr 500 für unsere Liste; zwei Mandate in ganz München, das war unser Anfang.

1899 wollten die Schlossergefellen einen Lohntarif zuwegebringen. Bisher bestand keiner, und er war notwendig infolge unschöner Konkurrenz der Unternehmer, worunter die Gefellen zu leiden hatten. Bis zum Spätherbst kam der Tarif aber nicht zustande, und so wurde die Sache auf unbestimmte Zeit aufgeschoben.

Kollege Franz Wieber kam 1899 zum ersten Male nach München, um für den am 15. Oktober zu gründenden „Christlich-sozialen Metallarbeiterverband“ auch uns Münchener Kollegen zu gewinnen. Das war ein leichtes, denn wir waren schon eingestellt nach den Beschlüssen der Konferenzen in Ulm und Mainz, wonach Zentralverbände errichtet werden sollen, um die gewerkschaftlichen Kräfte zu vereinen. In der Silvesternacht 1899 auf 1900 war die christliche Metallarbeiterschaft Münchens in ihrem Vereinslokal versammelt. Schlag 12 Uhr erfolgte der erste Hochruf auf den Verband. Der Beitrag betrug wöchentlich 10 Pfennig, ein Jahr später wöchentlich 20 Pfg.

Nach fünf Jahren rührten sich die Schlossergefellen Münchens wieder um den Tarif. Ende August 1904 kam er zustande: wöchentlich 1½ Stunde Arbeitszeitverkürzung, Stundenlohnerhöhung bis 4 Pfennig. Ich durfte nur drei Wochen nach diesem Tarif arbeiten; am 26. September, nachmittags 1½ Uhr, mußte ich die Arbeit niederlegen trotz Al-



Karl Alt, München

ford. Dieser wurde mir ausgezahlt und ich entlassen. Warum wohl? Der Meister teilte mir mit, daß beschlossen wurde, sämtliche 16 Schlossergefellen, welche die Kommission bildeten, zu entlassen. Vom Christlichen Metallarbeiterverband war ich der einzige in der Kommission. Ausnahmen gab es aber keine. Dieses Vorkommnis war für uns ein Fingerzeig, welche Aufgaben der Gewerkschaften harrten. Auf einige Wochen bekam ich durch Inserieren wieder Arbeit. Doch ich stand auf der Schwarzen Liste, und so machte ich Angebot für außerhalb Münchens. Wir mußten zu jener Zeit alle gewerkschaftlichen und Verwaltungsarbeiten für unsere Ortsgruppe neben der beruflichen Arbeit erledigen. Weil ich auch eine Ortsgruppe verwaltete, bereitete ich alles vor, um übergeben zu können, falls eine entsprechende Anforderung kam.

Nach Pasing, vor den Toren Münchens, kam ich zu Eichhorn junior. Dort bekam ich nach kurzer Zeit einen Stundenlohn von 66 Pfennig. Hier hatte ich freie Hand für gewerkschaftliche Arbeit. In einigen Monaten wurden für unseren Verband 28 Kollegen gewonnen nebst jenen für die Bruderverbände. In Pasing hatte bis dahin nur der Christliche Hilfs- und Transportarbeiterverband ungefähr 25 Mitglieder in der Papierfabrik. 1909 starb hier der Unternehmer; das Geschäft wurde von den Erben aufgelöst; ich aber ging nach Pfaffenhofen a. d. Ilm, um nach 2½monatiger Arbeit von den zehn sozialistischen Arbeitskollegen wegen meiner Zugehörigkeit zum christlichen Verbande hinausterrorisiert zu werden. Warte nur, nach dem Sommer kommt der Winter!

Daraufhin kehrte ich nach München zurück und erlernte das autogene Schweißen, das damals hier in den Anfängen war. Als Schweißer und Brenner arbeitete ich nachher über zwei Jahre bei der Firma Küster und ging nach wiederholtem Verlangen zu der größten Baufirma Münchens, zu Heilmann u. Litmann, als Schweißer und Brenner, wo ich bis zum Ein-

rücken in den Weltkrieg verblieb. Von dort wurde ich, weil ich damals noch Oesterreicher war, als Metallarbeiter zum Kriegsdienst in die Wiener Lokomotivfabrik zum Lokomotivbau befohlen.

Als am 9. November 1918 in Oesterreich die Revolution ausbrach, dachte ich sofort nach München zurückzukehren. Allein erst am 10. Dezember konnte ich Wien verlassen. Mein erster Weg in München war zum Verbandsbüro, von dort zu meiner letzten Arbeitsstelle Seilmann und Litmann. Es ging annehmbar, bis am 21. Februar 1919 Kurt Eisner, der bayerische Ministerpräsident, erschossen wurde. Jetzt fingen die Sozials in ihren damaligen Schattierungen an, gemeinsam für die Einheitsgewerkschaft zu terrorisieren. Weil ich nicht damit einverstanden war, mußte man mich kündigen (liebe Arbeitsgenossen!), worauf die Entlassung stattfand.

Es folgten dann vier ruhige Jahre in der Maschinen- und

Zahnradfabrik Karl Furth, wo ich selbst wegging. Dann arbeitete ich vier Jahre in der Lokomotivfabrik J. A. Maffei, welche Firma mich später nochmals ein halbes Jahr beanspruchte.

Viel habe ich in meinem Leben durchgemacht, aber trotzdem bin ich nicht verzagt, obwohl ich mehr als einmal brotlos war und von den sozialistischen Arbeitskollegen zweimal brotlos gemacht wurde und auch der Sechziger mir am Buckel klopfte. Gott hat es bisher so gewollt, er wird auch künftig das Seine tun, lassen nur wir christlichen Metallarbeiter es an unserem Zutun nicht fehlen! Darauf kommt es an, daß wir uns selbst rühren und noch tätiger für unseren Christlichen Metallarbeiterverband sind als bisher. Gerade heute ist das so unbedingt notwendig. Was wir Alten schufen, wollen wir selbst noch halten, aber die Jugend muß wissen, daß sie einst ein großes Erbe zu verwalten hat. Karl Alt, München.

Ein Mahnwort an alle Mitglieder

Eine eifrige Kollegin aus Klein-Steinheim wendet sich in diesem Artikel an alle Kolleginnen und Kollegen. Wir sind der Kollegin A. S. sehr dankbar für die Worte der Ermunterung gerade in einer Zeit, in der die Werberarbeit und eine besonders sorgfältige und gewissenhafte Tätigkeit der verantwortlichen Kollegen in den Ortsgruppen so dringend notwendig ist. Und doppelt wirkt vielleicht ein Mahnwort einer Kollegin. Die Red.



Es tut wirklich not, daß wir uns als Mitglieder einer christlichen Gewerkschaft in der heutigen Zeit auch einmal ein Mahnwort sagen lassen. Seht, liebe Kollegen, vor uns liegt ein großes Arbeitsfeld mannigfacher Art. Wir wollen uns dieses Arbeitsfeld einmal näher ansehen, und es wird sich schon finden, was deine Tätigkeit dabei sein soll. Von oben beginnend. Du bist vielleicht Vorsitzender in eurer Ortsgruppe. Dann frage dich: Sorgst du für öftere Versammlungen und die vorausgehenden Vorstandssitzungen? Oder läßt du alles seinen alltäglichen Weg laufen, bis du einmal dazu aufgefordert wirst? Steht es so bei dir, dann gebe dir in Zukunft Mühe, diese besserungsbedürftigen Mängel aus dem Wege zu räumen!

Ein weiteres gewissenhaftes Amt besitzt der Schriftführer. Auch ihm obliegen viele Pflichten, die pünktlich und gewissenhaft erledigt werden müssen. Erfüllst du das von dir übernommene Amt nicht so, dann nehme dir vor, in Zukunft ein ganzer, nicht ein halber Schriftführer zu sein!

Mit vielen Beschwerden ist oft das Amt des Kassierers verbunden. Wie oft muß manchmal der Kassierer wegen eines Wochenbeitrages laufen! Das braucht doch wirklich nicht zu sein. Manches Mal kommt es aber auch vor, daß die Mitglieder gerne jede Woche ihren Beitrag bezahlen möchten, aber der Kassierer kommt nicht. Das ist ein großer Fehler des Kassierers, der von den betreffenden Mitgliedern dem Vorstand gemeldet werden muß. Daß bei den Mitgliedern dann Grobheiten entstehen, wenn sie vielleicht zwei oder gar drei Wochenbeiträge bezahlen sollen, ist leicht begreiflich. Darum, lieber Kassierer, Sorge dafür, daß du auf dem Posten bist!

Kun kommen wir zu den übrigen Vorstandsmitgliedern. Hast du als Vorstandsmitglied schon ein-

SIEDLUNG UNITRUSTOWN

Von Reck-Malleczewen.

X.

Da beginnt eine Sirene zu heulen da unten im Nebel, tief und stark wie ein tausendfach vergrößerter Bullockfrosch. Eine zweite antwortet und fünf andere... urplötzlich beginnt dieser ganze Kranz von Kühlstationen, Kraftanlagen und Förderhöhlen unsono zu brüllen wie eine irr sinnige Mammutherde: Schichtwechsel, Zeit zum Einstiegen!

Und aus dem Nebel zieht Jonnys Crew heran: die Somal, die für die Maurerarbeiten dort unten in der Hölle bestimmt sind und denen fünfzig Celsiusgrade nichts anhaben können... große, prachtvolle Leute, geschlossen marschierend mit dem Vorarbeiter an der Spitze. Und mit den heimatischen Kriegsliefern, die sie singen, fährt endlich ein Zug morgenfrischer Männlichkeit in diese verfluchte Melancholie.

Und Sachen kommen mit gemütvoll bemalten Paartöpfen in der Hand... Nigger aus der Union, die gleichberechtigte Rasse spielen und einen wahren Exhibitionismus treiben mit den handgroßen blutroten Kofarden der „Industrial workers confederation of the world“, und dünne, rasserne Amerikaner, die doch ihr Englisch abscheulich ver-wässert sprechen wie ein Spülwasser gewordenes Idiom. Und kleinrussische Zementeure aus Maroslaw kommen und rotblonde Mineure aus den Kohlenbetten der Picardie und gigantische Lastträger endlich, Chinesen mit den typischen Totenkopfaugen und dem Blick, der von Hautabziehen und Blenden weiß und allen asiatischen Henkerkünsten. Das ganze Proletariat der Welt, schließlich doch geeint durch schmutzfarbige Kleider und das Einheitsgeschicht des Maschinenmenschen und den Blick abgründigen Hasses, der die beiden Ingenieure streift.

Jonny steigt ein. Es geschieht schon auf dem Förderwagen, unmittelbar vor dem Anspringen der Maschine, daß er seinen geliebten Höhenmesser losnebelt und ihn Percy Prentice hinhält: gutes Werk, beste englische Arbeit... als Andenken zu behalten an ihn... an Silk-Jonny... ja, farwell...

Prentice sieht abwechselnd auf den andern und auf dieses Geschenk, das beinahe schon das lehtwillige Vermächtnis eines Sterbenden bedeutet.



mal daran gedacht, daß du als solches auch mithelfen mußt, vorhandene Uebel zu beseitigen? Besuchst du immer regelmäßig deine Vorstandssitzung? Nimmst du deinem Vorstehenden auch manche Arbeit ab? Schau dich einmal um! Da findest du vielleicht Kollegen, denen an ihrer Arbeitsstätte ungerichterweise Hindernisse in den Weg gelegt werden von ihrem Werkmeister oder Vorarbeiter oder sonstigen Personen. Suche nach dem Grund, der ein solches Vorgehen veranlaßt! Findest du, daß der Kollege seine Arbeit zur Befriedigung aller verrichtet, dann setze dich mit der ihm feindselig gesinnten Person in Verbindung und suche auf gerechtem Wege eine Einigung herzustellen, was dich dann doch auch sicher freudig stimmt, da du ja hier ein Stück sozialer Arbeit geleistet hast.

Jetzt bist du, lieber Kollege, gar Jugendführer. Da wartet noch viel, viel mehr Arbeit auf dich. Stelle dir zuerst die Frage: Bin ich denn meiner Jugendgruppe auch das, was ich wirklich sein soll? Besitze ich denn einen festen Charakter und eine selbstlose Hingabe, die bei einem Jugendführer Vorbedingung sein muß? Stehe ich denn auch in geistiger und charakterlicher Beziehung höher als meine mir anvertrauten Kollegen? Das ist hier von großer Wichtigkeit. Machst du nicht etwa auch Unterschiede, indem du den einen oder andern Kollegen vorziehst? Das, lieber Jugendführer, mußt du zu meiden suchen, denn gerade dadurch wurde schon manche Jugendgruppe zerschlagen. Wenn schon der eine oder andere Kollege etwas aufgeweckter und leidlicher ist, so darfst du davon nichts merken lassen. Suche im Gegenteil die bei den anderen noch fehlenden edlen Triebe zu wecken und zu vervollkommen. Wenn es auch manchmal schwer fällt, bringst du den Willen dazu auf, dann ist dir der Erfolg gewiß, woran du auch noch in späteren Jahren, wenn du vielleicht schon

lange der Jugend entrückt bist, deine Freude hast. Dann werden die Worte: „Die Erinnerung ist ein Paradiesesgarten, aus dem uns niemand vertreiben kann“, auch bei dir zur Wahrheit werden. Darum setze alles daran und werde ein wahrer und echter Jugendführer!

Nun noch ein letztes Wort an euch alle, ihr lieben Mitglieder. Da denkt vielleicht schon das eine oder andere Mitglied: Mich gehen alle diese Mahnworte nichts an; ich bezahle jede Woche meinen Beitrag, lese meine Zeitung, gehe auch in die Versammlungen, mehr kann man von mir nicht verlangen. Und ich sage dir: Auch von dir verlangt man mehr! Wieso? Das wollen wir gleich sehen. Als Mitglied unseres Christlichen Metallarbeiterverbandes hast auch du die Pflicht, genau so mitzuhelfen wie alle unsere Vertrauensleute. Du mußt bemüht sein, die Organisation weiter auszubreiten durch dauernde Agitation. Das kannst du vielleicht besser als manches Vorstandsmitglied, da du diesen oder jenen Kollegen besser kennst und auch verstehst. Tue also auch du und ein jeder von uns mit, damit unsere schönen und hohen Ziele, die wir uns von Anfang an gesetzt haben, bald zur Wirklichkeit werden.

Und dann: Wie steht es mit der **W e r b e a r b e i t**? Tust du auch darin deine Pflicht? Nicht nur im Herbst, wenn zum allgemeinen Angriff auf die Gleichgültigen, Falschorganisierten und Unorganisierten aufgerufen wird, sondern auch jetzt im Sommer? Sicher, das ist mancherorts zur Erntezeit nicht leicht. Aber wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Wir alle haben noch zuwenig getan. Deshalb soll unser Gelöbnis sein: Mit noch größerer Energie an die Arbeit für unseren Christlichen Metallarbeiterverband!
Kollegin A. H.

Kapitalbildung, Kapitalabschreibung, Kapitalzusammenlegung



Das letzte Vierteljahresheft des Instituts für Konjunkturforschung enthält eine gründliche Untersuchung über die Kapitalbildung in der deutschen Wirtschaft durch Neuanlagen und Vorratsvermehrungen in den Jahren 1924 bis 1928. Daraus geht, wie die „Deutsche Handelsmacht“, Nr. 9 vom 10. Mai, S. 163 f, schreibt, hervor, daß von einer all-

gemeinen Kapitalminderung in Deutschland seit der Stabilisierung nicht die Rede sein kann, daß vielmehr unsere Volkswirtschaft mit Kapital wieder beachtlich aufgefüllt worden ist, und zwar nicht nur mit Hilfe ausländischen Kapitals. Die gesamte Neukapitalbildung ist auf 42½ Milliarden RM. berechnet. Dabei ist nicht eingeschlossen, was neu gebaut und an Maschinen hergestellt wurde, soweit es nur Ersatz für ver-

Er begreift nun, daß Jonny wirklich total verrückt geworden ist, blüht sich, knetet einen Schneeball und schickt ihn Jonny mit dem Fluche nach: der Teufel hole diese Todesahnungen, diese altindische Resignation...

Aber Jonny ist nun schon zu tief in seinem Förderwagen, der Ball fährt hinaus in das bodenlose Grau. Und Percy Prentice geht stirnrunzelnd hinauf ins Bureau und erzählt, daß Silk-Jonny verrückt geworden ist. Komplett und definitiv verrückt.

Die Zahnräder klinken sich in die Schiene; ruckweise und ganz langsam, um sich an den steigenden Luftdruck zu gewöhnen, versinkt man in diesem Ozean von Grau. Noch grüßt ein wenig die schwache Brise, die in der Oberwelt geht, man unterscheidet auch wohl noch undeutlich die Dinge ringsum: Maurer, die den Gang auszementieren und an den Steilwänden hängen wie felsnistende Vögel... eine Gruppe Journalisten, die von einem Ingenieur die erste Horizontale entlang geführt werden... ein aufwärts stampfender Wagen, der wie ein Leviathan in maßloser Vergrößerung auftaucht aus dem Nebel mit seiner Befahrung... die eben abgelösten Leute hängen, verbraucht wie unbenützte Marionetten, an dem Wagen, winken müde Grüße herüber und verschwinden wie Gespenster in der Wolke.

Dann hat man die ersten tausend Meter über sich. Der steigende Druck beginnt in den Arterien zu hämmern, der Schweiß läuft in der steigenden Glut in unaufhörlichem Rinnsal in die Augen, die Gesichter verzerren sich in unerklärlichem Mißbehagen, verstummt sind die Lieder, die Gespräche schrumpfen zusammen zu schmierigen Flächen. Der Nebel, mit der steigenden Glut zu einem fast greifbaren Medium der Qual geworden, sperrt jeden ein in eine ungeheure Einsamkeit, in der man nur sich selbst sieht, Geräusche hört, ohne etwas zu sehen: ganz in der Nähe die Detonation einer Sprengung hinter undurchdringlichen Schleiers... die heulenden Interferenzen gespenstischer, unsichtbarer Bohrmaschinen... von einem unsichtbaren Sprecher plötzlich ein Totenwort, aus ungeheurer Entfernung vielleicht von der Rundung der Wände hierhergeworfen und in dieser Einsamkeit doch beinahe greifbar in seiner Obszönität. Die Fahrt ist traurig... es ist die Fahrt durch die Dämpfe des Styr... das letzte Stationsgebäude auf der Kraterfohle taucht auf. — Man hat die Sprengmittel geladet, die Leute, durch die Gasmasken in eine Herde vorweltlicher Beuteltieren verwandelt, treten an; der Schweiß läuft über

die perlmuttersfarbenen, nackten Leiber wie Juniregen über ein fettiges Bleibach. Die Kühlventile auf den Stationen schlagen hin und her und heulen... man kann keinen Fuß weit sehen, man stolpert über das harte, mit den grünen Kristallresiduen der Sprengungen bedeckte Gesehröf auf den Arbeitsplatz zu.

„Sureret mit euch!“ schreit es aus dem Grau — das ist die alte Crew, die flucht, weil man sie um genau drei Minuten zu spät ablöst. Die Leute, totenblau, die nackten Körper gesprengelt von den bituminösen Drecksprühern wie eine Herde Dalmatinerhunde, stolpern vorbei. „Tais ta gueule!“ (Halt die Schnauze) schreit es diesseits zurück im Vorübergehen. Mürrisch torfeln die andern weiter, langsam, bizarr wie die eines riesigen Elefanten tauchen die Umrisse der Bohrmaschine aus dem Nebel.

„Rasch mit euch, wenn es euren Flossen beliebt!“ Das ist der Sprengmeister Pleggit, der mit Worten gerne den starken Mann spielt. Die Mineure, die weiter süßlich am Gang die letzten Blöcke beseitigen, sammeln sich knurrend, rücken ab, sind nach drei Schritten nicht mehr zu sehen.

„Gelump, verrecktes!“ schreit Jacquelin, Nummer 1 bei der Bohrmaschine... zerrt an dem Leerlaufhebel, den sein Vorgänger bei der abgelösten Schicht überdreht hat. Der Elektriker Ronquerolles, der sich mit dem Schraubschlüssel an dem Gleiswechsel zu schaffen macht, verlegt sich die Hand mit dem abgleitenden Werkzeug, wirft es in seiner Wut Remland vor die Füße. Jonny geht vorüber nach der Seite der Mineure zu und erzeugt durch sein flüchtiges Erscheinen Arbeitsfanatismus für zwanzig Sekunden. Dann klingt Sing-Sang durch den Nebel: die Somali, die sich hinter der Bohrmaschine den Kratergrund ausmauern und mit ihrem Vorarbeiter an der Spitze auf ihren Platz marschieren... ohne Gasmasken, splitternackt die riesigen Leiber... eine Schar Gladiatoren, die die Arena betritt. Ronquerolles, der Elektriker, erzielt stürmische Zelterkeit, indem er sich dort, wo sie passieren, in den Weg setzt und zur Verhöhnung des farbigen Mannes mit sorgenvollem Gesicht einen sich laufenden Affen nachahmt. Die Aeger würdigen Europa keines Blickes und verschwinden singend im Grau.

„Nimm deinen Grind fort, Wanzenchnauze!“ schreit die Hand am Hebel, Jacquelin von seinem Führerstand Ronquerolles zu... der direkt unter der Klau des Baggers steht. Der Bohrbagger beginnt zu heulen...

Die deutsche Arbeiterschaft steht in einer Schicksalswende. Wenn sie, so heißt es heute, den Verband finanziell und mitgliedsmäßig stark und schlagkräftig zu erhalten.

Das größte Ringen um die Rechte und die Lebensmöglichkeit der Arbeiterschaft beginnt dann, wenn wir nach der Krise die Lage des Volkes und der Wirtschaft übersehen können. Diejenige gewerkschaftliche Organisation, die dann finanziell nicht sehr leistungsfähig ist, hat für die Kollegenschaft das Rennen verloren.

Werbearbeit und größtmögliche Sicherung der Verbandsfinanzen ist daher das Gebot der Stunde.

altete Anlagen darstellt; die gesamten Ersparnisse sind also in dieser Zahl nicht einbegriffen. Sie sind aber ebenfalls berechnet und werden auf 26 Milliarden RM. geschätzt.

Damit ist eine ungeheure Leistung vollbracht worden. Nach den Zerrüttungen, die Krieg und Inflation am Apparat der deutschen Volkswirtschaft angerichtet haben, erscheint diese Leistung um so gewaltiger, wenn man bedenkt, daß in der gleichen Zeit etwa 10 Milliarden RM. Reparationen gezahlt werden mußten. Knapp 14 Milliarden RM. sind per Saldo in den Jahren 1924/28 im Ausland geborgt worden, alles übrige ist aus den eigenen Leistungen der deutschen Volkswirtschaft bestritten worden. Wenn man zusätzliche Anlagen, d. h. also wirkliche Neuanlagen ohne die Ersparnisse, zu den eingetretenen Vorratsvermehrungen hinzuzählt, dann ergibt sich nach der „Deutschen Handelsmacht“ folgende Liste der Investitionen nach ihrer summenmäßigen Wichtigkeit. Es wurden 1924/28 einschließlich angelegt in:

Industrie	9,07	Milliarden RM.
Öffentlicher Verwaltung	5,67	„
Wohnungswirtschaft	5,43	„
Einzelhandel	5,06	„
Verkehr	4,28	„
Elektrizitäts-, Gas- u. Wasserversorgung	2,65	„
Landwirtschaft und Gartenbau	2,64	„
Großhandel	2,21	„
Handwerk	1,27	„
Wohlfahrtswesen u. Sozialversicherung	0,74	„
für sonstige Zwecke	0,80	„

höher und höher... der Rüssel tastet durch den Nebel. Eine Wagenlast... zwei... fünf... der Leviathan frisst und läuft mit seinem dreckschwangeren Eisenbauch zu dem Paternosterwerk, dreht sich und geht zurück und frisst von neuem. Die Gespräche verstummen, die Gesichter verzerrten sich unter den dicken Stirnadern. Ein orangenes Licht bei der Sprengsektion leuchtet trübe auf... „Schuß“, kommt der langgezogene Ruf... „Schuß“, antwortet es aus dem Nebel. Rucke Gestalten springen von allen Seiten wie Hasen bei der Treibjagd auf, springen in die Deckung, liegen dort nebeneinander mit gespannten Gesichtern, bis das Gebrüll der Detonation sie erlöst. Da redt sich dem Nebel zum Trost eine grünliche Riesenwolke auf, steht ein paar Sekunden wie ein Baum mit stöhligen Ästen, fällt um: nun regnet es Pech und Schwefel und alle Parfüms der Teufelsapotheke, überschüttet das daliegende Menschenvolk mit pulverisierter Lava und pechigem Dreck, verstopft Augen und Nase, daß die Gesichter grimassieren in grimmiger Atemnot.

„Satansdreck... Mistloch...“ Der Slang aller Sprachen ersticht in der verpesteten Luft. Auf geht es wieder und weiter... wie sollte sie sich weiter drehen, die Mühle, die der Teufel selber dreht? Die überhitzten Körper schreien nach Kühlung und frischer Luft, die Herzmuskeln galoppieren... jeder weiß es, daß er nach ein paar Jahren dieser Höllenarbeit erlegen ist. Was soll man tun? Die Glieder tun mechanisch ihren Dienst, jedes Denken ist unmöglich für diese vergifteten Hirne... man führt nur diesen aussichtslosen Kampf gegen diese ekelhaften Schweißbäche, die die Augen brennen. Man spricht nichts mehr, man hört nur noch das Geheul wütender Menageriebestien, wenn es durchaus einen Fluch, eine Warnung, ein Signal für den Nachbar geben muß... man würde in der namenlosen Ueberreizung ihm statt dessen am liebsten das Messer in den Leib stoßen, wenn man ein Messer hätte. Man ist im Zustande eines Menschen, den der Bademeister eines Dampfbades in dessen heißester Zelle für ein paar Stunden eingeschlossen hat... ja gewiß, was aber will die Qual dieser, die ja wenigstens im Freien arbeiten, sagen gegen das Schicksal der Mineure da unten im Fels?

Dort an den Rändern der Hänge nämlich, wo die Kesselbohrer nicht mehr Platz finden, muß man sprengen. Zwanzig Fuß sind die Sprengstellen in den Berg getrieben, die Leute, die da unten die Kammern für das Ekstasie ausmeißeln, stecken in Dachsröhren... gerade so weit sind

Mit dieser Feststellung ist natürlich noch nicht erwiesen, daß es der deutschen Wirtschaft gut geht, und ist auch noch längst nicht erwiesen, daß wir wirklich so reich sind, wie es nach den Zahlen der Untersuchung scheinen könnte. Trotz oder — richtiger — gerade wegen der Höhe des investierten Kapitals fehlt es heute der deutschen Volkswirtschaft an Kapital, um die Anlagen in Gang zu bringen und für die Volksgesamtheit nutzbar zu machen.

Es ist natürlich heute leicht, kritisieren, was man hätte anders und besser machen sollen, aber zurückschauend muß doch wohl gesagt werden, daß es volkswirtschaftlich richtiger gewesen wäre, wenn man nicht diese ungeheuren Summen ganz in Anlagen investiert, sondern statt dessen wenigstens mit einem Teil der eigenen Gewinne entsprechende Auslandsgelder entbehrlich gemacht oder sie zur Erhöhung der Einkommen (Kaufkraftstärkung) verwandt hätte. (Gewinne muß die deutsche Wirtschaft ja doch gemacht haben, denn mit schätzungsweise 6 Milliarden RM. hat sie ihre Neuanlagen selbst finanziert.) Wir hätten dann heute weniger unter der Zinsenlast zu jammern und hätten auch nicht das Auseinanderklaffen zwischen Konsumfähigkeit und Produktionsmöglichkeit zu beklagen. Heute liegen die Dinge so, daß große Kapitalien in Anlagen festliegen, ohne daß diese einen volkswirtschaftlichen Nutzen brächten, und daß auf der anderen Seite die immer mehr abjinkende Kaufkraft weitester Volksschichten eine immer stärkere Geschäftsschrumpfung herbeiführt und dadurch immer mehr Anlagen, die heute noch Betriebswert haben, im Wert herabmindert. Hunderte Millionen der in Neuanlagen verkörperten Werte sind heute schon tote Werte.

Es wäre von Nutzen, einmal eine eingehende Untersuchung darüber anzustellen, ob und in welchem Umfange diese toten Anlagenwerte in den Bilanzen der deutschen Wirtschaftsunternehmen erscheinen. Es gibt viele Einzelbeispiele, daß betriebsfertig erstellte und auf das allermodernste eingerichtete Betriebe überhaupt nicht in Betrieb genommen wurden. Wenn diese Anlagen in den Bilanzen zu ihrem vollen Gestehungswert erscheinen, dann ergibt dies ein falsches Bild der Einzelunternehmung und der Kapitalbildung in Deutschland.

Die Aktivierung ruhender Anlagen in den Bilanzen hat

diese Röhren, daß der Körper eben Platz hat. Ganz weit hinten ist ein Schein von dem zu sehen, was man Tageslicht nennt hier unten...

In der zweiten Hälfte dieser Schicht nun geschieht es, daß der Mineur Ilsa Somitsch Gontscharow, der am äußersten Südbende neben dem Dorarbeiter Chutberjon an der Flügelkammer für die große Sprengung im allertiefsten Schlunde dieses Felsloches geduldig Mefselhieb neben Mefselhieb setzt — ja, plötzlich also geschieht es, daß über Ilsa Somitsch Gontscharow der Berg, der ihm an sich nur eine handbreite Spielraum gewährt, sich ganz langsam senkt. Der Mineur, an eine losgelöste Einzelplatte glaubend, stemmt den gekrümmten Rücken, um es zum raschen Herabstürzen nicht erst kommen zu lassen, gegen den Fels. Spürt plötzlich mit dem Instinkt des untertags Arbeitenden, daß sich hier etwas anderes, Schrecklicheres vorbereitet, fühlt noch im Vorwärtsschnellen den verzweifelt rudernden Arm des Dorarbeiters Chutberjon. Schleicht in der eigenen Todesangst blüh schnell an die innere Wand der Kammer, fühlt trotzdem, wie die Felsplatte unaufhaltsam und langsam sich auf seinen Rücken legt. Es tut nicht sehr weh, es ist nur das schreckliche Gefühl, daß es einen zerdrückt auf eine fürchterliche, unabänderliche Weise. Das Licht ist erloschen mit einem Schlage, Gontscharow fühlt Blut aus seinem Munde strömen, kann nur mühsam Luft schöpfen und nur ein wenig den rechten Arm rühren, ist eingeschlossen vom Fels und wird sterben nach Gottes Willen — was aber ist doch das für ein Tier, das da neben ihm so brüllt?... Höre, Iljutschetschka, wie ein Stier heult es, wenn er den ersten Schlag mit dem stumpfen Ende der Art bekommen hat und sich in den Tod noch nicht schicken will!

Der Mineur Ilsa Somitsch Gontscharow, der einmal Unteroffizier der kaiserlichen Chevalliergarde war, zitternd selbst vor Todesnot wie jedes Gottesgeschöpf in seiner Lage, sucht mit aller Kraft Ordnung in das durch die Ereignisse verwüstete Hirn zu bringen: Arbusow hat ihm einmal einen Kleinen, weißen Hund namens „Sul“ geschenkt... der Sprengmeister Pleggit hat ihn mit dem Verluste eines Schichtlohnes bestraft, weil er sich einmal eine Sprengpatrone gestohlen hat... irgendwann vor hundert oder zweihundert Jahren ist er zum Bohren der Flügelmine mit einem baumlangen Menschen in den Berg gekrochen... mit... nun strenge gefällt dein Gedächtnis an, Iljutschetschka... ja doch, es ist Chutberjon gewesen, und es muß also wohl Chutberjon sein, der da neben ihm geschlachtet wird und nicht sterben will.

auch eine bedeutende Auswirkung mit Hinsicht auf die Preis- senkung. Nach ordentlichen betriebswirtschaftlichen Grund- sätzen wird von den Anlagen Jahr für Jahr abgeschrieben. Die Abschreibungsquoten gehen durch das Unkostenkonto in die Kalkulation und beeinflussen den Preis des Produktes. Es läge daher im Sinne einer gesunden Preis senkungspolitik, wenn diese buchmäßigen Kapitalwerte über den normalen Abschreibungsprozentsatz hinaus ganz abgeschrieben würden. Ein solches Vorgehen, das seine Rechtfertigung auch in den Grundsätzen der modernen Betriebswirtschaftslehre fände, würde nicht nur automatisch eine Senkung des Preises nach sich ziehen, sondern sich auch bilanztechnisch auswirken. Man würde ein Sonderkonto (Sonderverlustkonto) auf der Aktiv- seite bilden und dann eventuell den gesetzlichen Bestimmungen entsprechend die Reserven zur Deckung des Verlustes heran- ziehen müssen. Reichen die Reserven nicht dazu aus, dann

wird man an eine Kapitalzusammenlegung denken müssen. Ein solcher Vorschlag würde zunächst auf die Gegnerschaft der Kapitalbesitzer stoßen, doch liegt er auch im Interesse der Kapitalbesitzer. Man sehe sich nur den Stand der Aktienkurse an. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, liegt der Durch- schnittskurs der deutschen Aktien unter pari. Man würde also mit einer Kapitalzusammenlegung lediglich einen äußer- lichen Schritt tun, zu dem die inneren Voraussetzungen und Bedingungen gegeben sind. Diesen gesunden Weg der Frei- machung von Illusionen und Anpassung an den Geschäfts- umfang wird sicherlich eine Reihe von gutgeführten Unter- nehmungen, sofern natürlich die Voraussetzungen vorliegen, gehen.

Es wäre zu hoffen, daß eine Diskussion über diese Dinge bald in Fluß kommt, vor allem in den Kreisen, die es vor- zugsweise angeht. Fs.

Branchenbewegung

Aus der Praxis eines Betriebsmonteurs

„Wir bekommen einen Drehstromgenerator und erzeugen unseren Strom selbst“, sagte mir eines Tages der Betriebsleiter. Es war dies für mich als jungen Betriebsmonteur eine Sache, welche ich mit größter Begeisterung aufgenommen habe. Mir fiel dabei die Arbeit zu, die vor- handene Anlage umzubauen und die Schalttafel anzuschließen, während der Generator (75 KW.) von dem Monteur der Lieferfirma montiert wurde. Nach wochenlanger Arbeit sind wir mit der Anlage fertig und natürlich stolz auf unserer Hände Arbeit. Sorgfältig wird nochmals alles geprüft, dann wird die Kupplung eingerückt, und der Generator läuft. Nun geht es an die Regulierwiderstände, und bald ist die Span- nung hergestellt. Bis hierher ging alles schön vonstatten, doch als wir an die Erregermaschine kamen, mußten wir ein kleines Feuern der Bürsten feststellen.

Doch der Montageinspektor glaubte gleich Abhilfe geschaffen zu haben, indem er einfach das Bürstenkreuz verschob; aber das Feuern ließ nicht nach. Es wurden alle möglichen Versuche gemacht, und wir bekamen den Bescheid: „Die Maschine kann laufen; wir senden andere Kohlen.“ Nach geraumer Zeit kamen andere Kohlen, doch nach dem Auswechseln derselben das alte Lied: die Bürsten feuern. Ich gab mir alle Mühe mit Einschleifen der Kohlen, Ausjagen des Kollektors, Abschleifen desselben, doch alle Mühe war umsonst. Bis nach Reklamation bei der Lieferfirma der Montageinspektor kam, hatte der Kollektor eine etwa ein Millimeter

tiefe Ausbuchtung. Nun gab es ein Untersuchen mit dem Resultat, daß die Lötstellen am Kollektor mangelhaft waren. Da zum neuen Einlöten keine Zeit vorhanden war, haben wir die Lötstellen verstemmt, den Kollektor in Ordnung gebracht, und die Maschine lief anstandslos. Es wirft sich nun die Frage auf: Woher kommen die mangelhaften Lötstellen? Nach meinem Dafürhalten hat sich infolge des Feuerns der ersten Kohlen, welche für die Maschine nicht geeignet waren, der Kollektor so stark er- hitzt, daß sich die Lötstellen lösten. Wären einzelne Lötstellen schon von Anfang schlecht gewesen, so hätten sich zwischen den betreffenden Lamellen Brandstellen gebildet, die uns das Suchen sehr erleichtert hätten.

Es kann sich aus dem Geschilderten mancher junge Kollege einen Be- griff machen, welche Auswirkungen die Kohlenbürsten auf den Kollektor haben. Das muß man aber wissen. Darum gilt es, alle fachlichen Bil- dungsmöglichkeiten zu ergreifen. Besucht die Fachkurse! Lest eure Ver- bandszeitung! Ihr werdet manches Lehrreiche darin finden, was ihr auch in Berufskreisen als gutes Werbemittel anwenden könnt.

Wilh. Hilll.

Schweißer und Brenner in Dortmund

Vor kurzem fand die Branchenversammlung der Schweißer und Bren- ner für die Ortsverwaltung Dortmund statt. Nachdem man sich über den

Selbst eingeklemmt, wie er ist, tastet er mit dem freigebliebenen rech- ten Arm seinen Sarg ab, findet einen Kleiderfetzen... Fels und heiße Kieserde... hier aber wird es weich, hier liegt Chutberjon, bis zum Brustkorb eingezwängt unter dem Fels... hier ist sein Hals, hier heult es so... „Nun, mein Leber, mußt nicht heulen, mußt doch nicht...“

Er zieht mit einem Wehlaut die Hand zurück: Chutberjon hat in der ungeheuren Qual nach seiner Hand geschnappt, hat ihm bis auf den Knochen in den Finger gebissen. „Mußt nicht,“ schreit Gontscharow ihm durch das Todesgeheul zu, „mußt dich drein finden, Bruder... machst es dir doch nur so schwer!“



Aber Chutberjon brüllt. Er, der stärkste Mann in Untruktown, der im vorigen Jahr den Schwergewichtsnigger Jasmael Kennedy geworfen hat, hat wirklich die Lungenkraft eines Stieres. Es ist ein unartikuliertes Todesgebrüll, in dem alle anderen Geräusche untergehen würden, wenn es andere Geräusche gäbe in diesem schrecklichen Sarg. „Nun,“ sagt

Gontscharow und tastet vorsichtig nach Chutberjons Kopf, „nun, so sei doch schon still... kannst es ja doch nicht ändern...“

Er hält plötzlich inne, hat etwas gehört: Stimmen vielleicht von draußen... ach Gott, ja, sie haben ja doch einen Apparat für solche Fälle... vielleicht, daß sie dennoch Hilfe bringen! Und Gontscharow wartet geduldig, denkt an das Lager in Kurtenhof, wenn die Düna das Eis so plötzlich abwarf mit silbernen Lauten und der Frühling über Nacht kam und man die jungen Remonten zum Zureiten hatte... oh, nun fühlt er doch, wie auch ihm die Tränen kommen...

„Mußt nicht, Freunden, mußt nicht.“ Um sich selbst zu trösten, be- ruhigt Gontscharow von neuem seinen schreienden Gefährten. Die große Bauernhand, die über Chutberjons Haar streicht, macht es wohl, daß der Dorarbeiter ruhiger wird; das Heulen geht in ein Stöhnen über, man fühlt, wie der Körper Chutberjons geschüttelt wird unter einem ver- zweifelten Weinen. „Es hat mich zerrissen... innerlich zerrissen, sage ich dir... ich bin nur noch ein Stück Mist!“

Und wieder streicht die Hand des Todesgefährten über Chutberjons Kopf: „Mußt dich nicht selbst beleidigen, höre doch... mußt nicht.“

Wieder unterbricht er sich. Er meint die Stimme des Sprengmeisters Pleggl gehört zu haben, dort draußen, jenseits des Sarges. Sie haben ja wirklich doch eine Maschine da für diese Fälle... ja, aber dennoch werden sie zu spät kommen; man hat vielleicht das Bitterste des Todes auch schon geschmeckt... nun ja, man muß sich in jedem Falle darein- finden, dann ist es wohl leichter.

Und wieder tastet des Russen Hand nach dem andern, der nun still wie ein armes Kind über sein eigenes Elend weint... er, der große Chut- berjon, der gewaltig ist wie eine Steinplatte: hier ist sein Rücken, hier hat es ihn getroffen und ihn zerrissen... mußt also behutsam sein mit ihm, Iljutschetschka...

„Sieh, mein Bruder, mußt denken, daß andere auch den Tod geschmeckt haben, um Christi willen. Als Jesus am Kreuze hing...“

(Fortsetzung folgt.)

Rahmenvertrag „Nordwest“ genügend unterhalten hatte, kamen wir auf berufliche Fragen, die Stellung der Schweißer und Brenner im Betriebe, zu sprechen. Vielfach wurde von den anwesenden Kollegen stark darüber geklagt, daß der gesundheitschädlichen Arbeit der Schweißer und Brenner zu wenig Rechnung getragen würde. Zum größten Teil aber sei das die Folge des schlechten Organisationsverhältnisses unter den Berufskollegen. Wie stark die Unterbietung in der Arbeit ist, sagt folgendes Beispiel.

In einem Betriebe wurden für ein Werkstück 14 Stunden im Akkord gezahlt. Im Nebenbetrieb derselben Firma erbot sich ein Schweißer, das gleiche Werkstück in nur 7 Stunden herzustellen. (Aber wie! Die Red.)

Die Folge war, daß in Zukunft nur noch 10 Stunden für das Werkstück gezahlt wurden.

Zu einem Extratarif für Schweißer und Brenner wurde Stellung genommen und gewünscht, daß, wenn der Extratarif im Bezirk nicht zu erreichen ist, wenigstens versucht werden muß, Schweißer und Brenner im Lohnarif höher als bisher einzustufen. Es ist recht und billig, wenn der Gefährlichkeit des Berufes Rechnung getragen wird. Allerdings wird dieses Ziel nur dann erreicht werden, wenn die Schweißer und Brenner bedeutend besser organisiert sind als es heute noch der Fall ist. Der beste Vertreter für Schweißer und Brenner ist der Christliche Metallarbeiterverband. Darum wollen wir ihn stärken mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln.

Schg.

Aus den Betrieben

Akkorddifferenzen

bei Daimler-Benz, Mannheim-Waldhof

Der fortgesetzte Angriff des Unternehmertums auf die schon sehr geschwächte Existenzbedingung des Arbeiterstandes erlebt soeben in Mannheim eine neue Phase. Dieser Tage erließ die Firma Daimler-Benz an die Arbeitervertretung im Betrieb die Kundmachung, der Aufsichtsrat des Konzerns habe nun beschlossen, das Mannheimer Werk zu erhalten unter der Bedingung, daß die Arbeiterschaft gegen weiteren Lohnabbau nichts einwende.

Der Arbeiterrat legte der Arbeiterschaft diese Bekanntgabe in einer Belegschaftsversammlung vor. Diese lehnte einen Verzicht auf die bisherigen Lohnbedingungen unter Hinweis auf die vielfach erfolgten Akkordreduzierungen und den im Frühjahr vollzogenen Tariflohnabbau ab. Darauf erließ die Firma am Schwarzen Brett eine Bekanntmachung, wonach sie die Akkordminutenfaktoren um mindestens 5% kürzt und, sofern diese Minutenfaktoren in der Stunde 100 Minuten überschreiten, nur noch 100 Minuten pro Stunde verrechnet werden dürfen. Dieses Diktat bedeutet eine einseitige Änderung der Akkordverdienste um 5 bis 25%. Diesem einseitigen Änderungsversuch der abgeschlossenen Arbeitsverträge setzte die Arbeiterschaft der Firma am Donnerstag, dem 9. Juli die passive Resistenz entgegen, indem sie unter Verbleib im Betrieb die Weiterarbeit unterließ mit der Erklärung, daß die Arbeiterschaft nur zu den bisher vereinbarten Lohnbedingungen weiterarbeite. Die Arbeiterschaft verließ am Donnerstag zum gewohnten Betriebschluß den Betrieb. Ebenso nahm dieselbe von da ab zu gewohntem Arbeitsbeginn die Gelegenheit wahr, ihre Arbeitskraft zu den bisherigen Bedingungen anzubieten. Die Firma hat dem Betreten des Betriebes durch die Arbeiterschaft kein Hindernis entgegengesetzt, jedoch keinerlei Erklärung darüber abgegeben, daß sie ihr Akkordkürzungsdiktat zurücknehme. Die Arbeiterschaft beharrt daher bis zur Stunde weiter

in passiver Resistenz im Betrieb. Die beiderseitigen Rechtsstandpunkte sind, soweit es sich übersehen läßt, juristisch einwandfrei, da der Tariflohn nicht angegriffen ist. Ob er vom Standpunkte der Moral für beide Teile ebenso einwandfrei ist, wollen wir nicht erörtern. Jedenfalls berührt es nach den Erfahrungen, die die Mannheimer Öffentlichkeit mit verschiedenen Maßnahmen des Daimler-Benz-Konzerns in den letzten Jahren gemacht hat, recht sonderbar, daß der Konzern bald das Damoklesschwert der völligen Stilllegung des Betriebes über die Stadtgemeinde, bald über die Arbeiterschaft, wie im gegenwärtigen Augenblick, hängt, nachdem die Stadtverwaltung sich wegen Nichterhaltung des mit der Firma feinerzeit geschlossenen „Erhaltungsvertrages“ befreit hat.

Soffentlich findet die Arbeiterschaft jetzt geschlossen den Weg zur Gewerkschaft.

W. Th.

Von der Dillinger Hütte in Dillingen

Wie auf den übrigen Hütten, setzt auf der Dillinger Hütte sich die Krise immer schärfer durch. Deren Wirkung besteht bekanntlich darin, daß neben Entlassungen und Feierschichten auch die Löhne und Akkorde entsprechend dem Schlagworte „Senkung der Gesehungskosten“ abgebaut werden sollen. Nach dem Vorschlag der Werksleitung sollen nun die Akkordüberverdienste bis zu 8% gekürzt werden, das bedeutet einen Lohnabbau bis zu 38%. Zum Beispiel verdiente der Schmelzer in den ersten 5 Monaten 1930 im Durchschnitt 6,60 Frs., in dem gleichen Zeitraum 1931 betrug der Verdienst noch 5,63 Frs. pro Stunde. Nun soll dieser Lohn weiter auf 4,35 Frs., also um 23%, gesenkt werden.

Daß diese Maßnahme der Werksleitung große Unruhen in der Belegschaft ausgelöst haben, braucht wohl nicht besonders erwähnt zu werden. Der Arbeiterausschuß erhielt nun den Auftrag, mit der Werksleitung wegen der Akkordstreitigkeit zu verhandeln. Auf die Vorhaltungen desselben glaubte der Herr Generaldirektor zufolge eines Berichtes in Be-

Für unsere Jungen:

Barbarossas Kreuzzug

Konrad von Bolanden.

XXI

Inzwischen beobachteten die zwölf Ritter im Kaiserzelt die Feinde. Sie lugten durch winzige Oeffnungen in der Zeltwand, und während Herr Eppo die Saumseligkeit der Heiden verwünschte, machte der heitere Sugo von Worms seine Schwänke.

„Warum hocken die Mohren nur dort oben und gaffen!“ meinte Eppo. „Könnten sie nicht endlich einmal herunterkommen!“

„Jawohl, — um sich von dem schnellen Degen Grävenstein die Schädel einschlagen zu lassen!“ scherzte Sugo. „Kämen die Mohren gar nicht, Bruder Eppo würde heute noch sterben vor Herzeleid. Aber ich denke, die Mohren gelüstet nach den Kleinodien des Kaiserzeltes, darum werden sie nicht ausbleiben.“

„Beim Abschiede sagte der Kaiser, zwölf kostbare Edelsteine seiner Krone lasse er im Zelte zurück, — davon sollen die Mohren nicht einen einzigen erbeuten,“ versicherte Eppo.

Die Herren lachten.

„Wenn Ihr nun selber einer dieser zwölf Edelsteine wäret?“ neckte Sugo.

„Ich, — ein Edelstein? Ja, ein geringer Kiesel!“ versetzte in seiner Einfalt der bescheidene Eppo.

„Dennoch seid Ihr nach des Kaisers Meinung ein kostbarer Edelstein,“ erwiderte Sugo.

Jetzt verstand Herr Eppo den Sinn der kaiserlichen Rede, machte große Augen und schwieg; denn stets unterwarf er sich ohne Widerrede allen Aussprüchen des höchsten Würdeträgers im Heiligen Reiche.

Die Edelsteine traten wieder an die Zeltwand und spähten nach den Heiden.

„Die Schelme dort oben könnten sehr geschwind zu Tal fahren,“ scherzte Sugo, „sie dürften sich nur auf die Felsblöcke setzen, welche sie

zum Niedertrollen für uns hergerichtet haben. Ha — ha, das müßte eine saubere Fahrt geben, — die ich jedoch nicht wünsche, weil sie uns der Möglichkeit berauben würde, mit den tapferen Sarazenen zu streiten. — Ludolf, betrachte einmal die langen Reihen heller Turbane auf den Köpfen der Mohren! Weist Du, an was sie mich erinnern?“

Jedenfalls an die Tatsache, daß wir uns im Lande der Heiden befinden.“

„Nein, daran dachte ich nicht, wohl aber an etwas Besseres“, scherzte Sugo. „Die weißen, runden Turbane rufen mir die hübschen, weißen, runden Brotleibe ins Gedächtnis, die zu Worms in langen Reihen vor den Bäckerläden stehen. Ach, könnten wir jetzt doch nur eine solche Reihe Wormser Turbane haben! Jeden Brotleib wollte ich mit zehn Türkenhauben samt den Mohrenköpfen bezahlen!“

„Ein unerlaubter und strafbarer Wunsch!“ versetzte Scharfeneck mit Laune. „Du weißt doch, daß kein Ritter vor Beginn des Kampfes an das Essen denken soll.“

„Denken! Was ich sagte, war kein Gedanke, sondern nur das Echo meines bellenden Magens.“

„Jetzt geht es los! Sie kommen!“ verkündete Ulrich von Lühelhardt, von seinen Waffenbrüdern gemeinhin „Der Löwe von Lühel“ genannt wegen der ungestümen Tapferkeit dieses Reden und wegen der kühnen goldgelber Haare, die ihm, gleich einer Mähne, über die Schultern herabfielen.

Auf dem Felsberge wurde es lebendig. In dichten Säusen und mit großer Schnelligkeit stürmten die Türken zu Tal. Ihre Waffen blühten im Sonnenschein, auch mancher Helm und Ringpanzer schimmerte, zu nicht geringer Freude der Zwölf im Kaiserzelt; denn nur widerstrebend kämpften die Ritter mit „nackten“ Menschen, wie alle Krieger ohne Rüstung von ihnen genannt wurden. Die Ringpanzer und Helme hingegen verkündeten, daß sie auch mit streitbaren Leuten handgemein wurden. Das niederwärts wogende Gewimmel auf dem Bergwege glich wildem Gewässer, das seine Fluten über die Ebene ergoß. Das zunächst liegende Gepäck nicht beachtend, rannte die Menge nach dem Kaiserzelt, welches ihre Raubgier am meisten anzog, und wo man keine deutschen Siebe, sondern kostbare Beute zu finden hoffte.

Legenschaftsversammlungen der Arbeiterschaft den guten Rat zu erteilen, „seht von dem ersparten Gelde zu leben“. Dieser Ratschlag würde an sich nicht schlecht sein, wenn nicht die Werksleitung durch ihre Lohnpolitik das Sparen unmöglich gemacht hätte. Oder hat der Herr Generaldirektor an die großen Bankkonten der Unorganisierten gedacht, die diese sich durch die ersparten Gewerkschaftsbeiträge angelegt haben? Da dürfte aber der Herr Generaldirektor bei seinen Verbündeten eine große Enttäuschung erleben. Hier waren es ja die Unorganisierten, die neben ihm dafür Sorge getragen haben, daß der Lohn knapp gehalten wurde, bestenfalls die ersparten Lohngebe in die Tasche der Werksleitung wanderten, also den Arbeitern nicht zugute kamen.

Wie derartige Ratschläge zu bewerten sind, ist uns ja aus der früheren Zeit bekannt. Es hat nun den Anschein, als ob die französischen Unternehmer an der Saar das Verdienst haben wollen, die alten Zeiten wieder aufleben zu lassen. Demgegenüber wird aber der Christliche Metallarbeiterverband sich mit allen Mitteln zur Wehr setzen. Für jeden christlich organisierten Metallarbeiter heißt das Verhalten der Unternehmer nichts anderes als: die Augen offen zu machen und das Gebot der Stunde zu erkennen. Das heißt: Ausbau unseres Verbandes durch verstärkte Werbearbeit. Die Arbeiterschaft wird dann, gestützt auf die Kraft der Organisation, ihre eigenen Ratschläge durchführen können.

g.

Wie steht es bei Bals & Breer, Oberaden?

Recht eigenartige Zustände herrschen bei der Firma Bals & Breer in Oberaden, Zweigbetrieb, Hauptfirma in Iserlohn. Diese Firma beschäftigt ungefähr 40 Arbeiter. Davon sind ungefähr 25 Lehrlinge und jugendliche Arbeiter. Die Arbeitszeit beträgt durchschnittlich arbeitstäglich 11½ Stunden, für die Lehrlinge 10½ Stunden. Ein Zuschlag für Ueberstunden gibt es nicht. Die Wachgelegenheit besteht für 40 Arbeiter aus 6 Eimern. Eine Kleiderablage ist nicht vorhanden. Irgendwelche Verbandsstoffe und sonstige Mittel zur ersten Hilfeleistung bei Unglücksfällen ist überflüssiger Luxus. Selbst Mißhandlungen der Lehrlinge und jugendlichen Arbeiter mit Jaunlatten sind vorgekommen.

Nachdem einzelne Arbeiter, vor allem Jugendliche, sich dem Christlichen Metallarbeiter-Verband angeschlossen hatten, griff dieser ein und machte die Gewerbeaufsicht mobil. Dieses schien dem Arbeitgeber nicht zu gefallen. In einer Versammlung, welche vom Christlichen Metallarbeiter-Verband abgehalten wurde, erschien auch der „Herr Arbeitgeber mit einigen Getreuen“, um mit Stuhlbeinen und Biergläsern gegen die christlich organisierten Arbeiter vorzugehen. Es behagte ihm jedenfalls nicht, daß die Organisation, welche auf Wunsch der Belegschaft hier eingegriffen hatte, hier nach dem Rechten sah. Auf Grund der Versammlung hat dann die Firma zwei Gefellen, welche sich dem Christlichen Metallarbeiterverband angeschlossen hatten, entlassen. In dieser Angelegenheit ist jedenfalls das letzte Wort noch nicht gesprochen worden. Nun wendet sich die Firma in einem längeren Schreiben an die Eltern der Lehrlinge, worin gegen die „bösen Gewerkschaften“ Sturm gelaufen wird. Der Vollständigkeit halber lassen wir dieses Schreiben hier wörtlich folgen:

„Wie Ihnen bekannt sein wird, versuchten die Christlichen Gewerkschaften seit einigen Monaten Unzufriedenheit bei den in unserm Zweiggeschäft in Oberaden tätigen Arbeitern und Lehrlingen hervorzurufen.

Wenn Sie deshalb Gewicht darauf legen, daß Ihr Mündel zu einem arbeitsamen, pflichtgetreuen und zufriedenen Arbeiter erzogen werden soll, bitten wir Sie, darauf hinzuwirken, daß es irgendwelchen Gewerkschaftsversammlungen nicht beiwohnt. Es ist von außergewöhnlicher Wichtigkeit, daß die Jugend nicht mit Widerwillen, sondern mit Freude ihre Arbeit verrichtet. Das unbeschreibliche Elend, welches heute herrscht, ist wohl zu zwei Dritteln den Gewerkschaften insolge ihres Säens von Zwiespalt zuzuschreiben. Wir versprechen Ihnen, daß, soweit es in unseren Kräften liegt, Ihr Mündel sein dauerndes Auskommen, vor allen Dingen auch nach beendeter Lehrzeit, hat, müssen dagegen von Ihnen verlangen, daß Sie dahin wirken, daß insolge Seherel der Gewerkschaften nicht gegen uns gearbeitet wird. Wir wünschen mit unseren Arbeitern ein zufriedenes Zusammenarbeiten und nicht einen ewigen gegenseitigen Kampf. Wir bitten Sie, uns unter Benützung des beiliegenden Freicouverts mitzuteilen, ob Sie ein gegenseitiges zufriedenes Arbeiten wünschen oder sich auf den Standpunkt der Gewerkschaften stellen. Im letzten Falle würden wir Ihnen raten, Ihr Mündel nicht weiter bei uns beschäftigen zu lassen, da wir, wie bereits gesagt, nur zufriedene Menschen um uns haben möchten. Außerdem bemerken wir, daß eine Weiterbeschäftigung nach vollendeter Lehrzeit unmöglich ist, wenn schon jetzt damit angefangen werden soll, gegen uns zu arbeiten. Wenn Sie das Glück Ihres Mündels wünschen, wollen Sie unter allen Umständen verhindern, daß dasselbe sich durch die Gewerkschaften verhehrt läßt, noch irgendeinem Verband beitrete. Wir hoffen, daß Sie vernünftig genug sind, und die Gedankengänge der Gewerkschaftssekretäre verstehen. Bekanntlich scheuen dieselben nicht davor zurück, alles zu unterwühlen, nur um einen Teil des verdienten Geldes als Beitrag einzuhamstern. Ein Betrieb, welcher von dem Charakter eines Gewerkschaftssekretärs beseelt ist, geht unweigerlich seinem Untergange entgegen und macht die in ihm tätig gewesenen Arbeiter somit brotlos. Sie wollen bitte berücksichtigen, welche gewaltigen Vorteile wir Ihrem Mündel dahin bieten, als es nicht die schwere, mit Lebensgefahr verbundene Grubenarbeit verrichten braucht, sondern stets ohne jegliche Gefahr bei gesunder Luft arbeiten kann.

Sollten Sie etwa irgendwie mit der Arbeitsstelle Ihres Mündels nicht zufrieden sein, so bitten wir, uns die Mängel bekanntzugeben.

Wir sehen Ihren Nachrichten gern entgegen und zeichnen

hochachtungsvoll
Bals & Breer
gez. Unterschrift.

1 Freicouvert.“

„Dies Kind, kein Engel ist so rein“, könnte man versucht sein auszurufen, wenn man diesen Brief liest. Nicht die Gewerkschaften sind schuld an der heutigen schlechten Wirtschaftslage, sondern die Schuld liegt zu einem sehr großen Teile bei Arbeitgebern vom Schlage Bals & Breer. Nicht Zwiespalt wollen die Gewerkschaften säen; ihr Ziel ist es, zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern ausgleichend zu wirken. Wenn aber die Firma glaubt, mit Jaunlatten Zufriedenheit bei ihren Arbeitern zu erzielen, so müssen wir als Arbeiter dem entgegenhalten, daß solche Methoden vielleicht vor hundert Jahren mal üblich waren, heute aber nicht mehr angebracht sind. Ueber den Charakter der Gewerkschaftssekretäre kann der Arbeitgeber beruhigt sein. Jedenfalls stehen sie bedeutend höher als derjenige, welcher mit Stuhlbeinen und Biergläsern in Ermangelung geistiger Fähigkeiten anderen seine Ueberzeugung beibringen will. Das Recht, sich

Inzwischen hatten sich die Zwölf zum Nahkampf gerüstet. Eppo schnalzte vom Gürtel eine wuchtige Streitaxt mit kurzem, eisernem Stiel. Diese furchtbare Waffe eignete sich besonders für das Handgemenge, weil sie schneller geführt werden konnte als das lange Schlachtschwert. Ulrich von Lühelhardt trug eine eiserne Keule, die in einer mit Stahlzacken beschlagenen Rundung endete, — eine mörderische Waffe in der Hand des Riesen. Die übrigen zehn hatten die Schwerter gezogen und alle durch das Dister gegen Pfeile und Speerwürfe das Gesicht geschützt. Die Stahlschilde am linken Arm, standen sie da, die anlaufenden Feinde erwartend.

„Meine Freunde, wir streiten im geschlossenen Ring!“ mahnte Albert von Hohenlohe.

„Natürlich, — selbstverständlich!“ flangen dumpfe Stimmen hinter den Disteren hervor.

Das Gestamp zahlloser Fußtritte verkündete die unmittelbare Nähe der Feinde. Mit dem Schlachtrufe: „St. Georg“ brachen die Zwölf aus dem Zelte hervor.

Beim Anblick der Gewappneten blieben die vorderen Reihen der anstürmenden Menge überrascht stehen, jedoch nur flüchtig. Als sie die geringe Anzahl der Christen gewahrten, erhoben sie wildes Geschrei, umringten sofort das Häuflein und gebrauchten ihre Waffen.

Die Ritter hatten einen Kreis geschlossen, so daß sie gegenseitig ihre Rücken deckten, ihre Hebe sausten, und ein gigantisches Kämpfen begann, das in wenigen Augenblicken den Boden mit Leichen bestreute. Obgleich sich bald um den ehernen Ring ein Wall von Türkenleichen bildete, so stritten die Sarazenen doch mit ausdauernder Tapferkeit und fanatischer Wut.

„Allahs Heiliger Krieg!“ schrien sie unausgesetzt, und Nachdrängende füllten sofort entstandene Lücken. Aber nicht bloß der Glaube, durch den Tod im Heiligen Kriege das Paradies zu gewinnen, stachelte ihren Fanatismus, sondern auch der Christenhaß. Ebenso spornten sie der Stolz und die Gewißheit, über die wenigen Feinde zu siegen, zum Ausharren im Kampfe. Manche sprangen auf den Leichenwall und schlugen grimmig mit ihren Säbeln auf die Bekreuzten, bis auch ihre hinstürzenden Leiber den Wall erhöhten.



Noch abschreckender wurde das Blutbad, als die achtzehn Ritter zum Beistande ihrer Waffenbrüder herbeieilten. Vergebens hatten sie bisher die Türken erwartet, die sogar ihre Raubjucht vergaßen und den

in Organisation zusammenzuschließen und sich Führer zu wählen, will man der Arbeiterschaft nicht zugestehen. Selbst aber glaubt man nur für sich das Recht zu haben, in Arbeitgeberverbänden sich zusammenzuschließen und zur Wahrnehmung seiner Belange Synodus anzustellen.

Aber trotz und alledem wird nicht locker gelassen, um auch in diesem Betriebe eine menschenwürdige Behandlung der Arbeiter sicherzustellen.

J. . . ck.

Hilfe für die Pensionskasse der Firma Gebrüder Baumann in Amberg

Vom Reichsarbeitsministerium wurde uns unterm 30. Mai, zugestellt am 3. Juni d. J., folgendes mitgeteilt:

Für April 1931 wird ein Betrag von 1951,10 RM und für die Zeit vom 1. April mit Juni der Betrag von 5898,30 RM der Stadt Amberg überwiesen, in der Zukunft bis zum 20. des folgenden Monats bis auf weiteres der Betrag von 1973,60 RM.

Nach fast einjährigen Bemühungen ist es uns nun doch gelungen, für einen kleinen Teil der Beamten, Beamtenwitwen und Arbeiterwitwen der Firma Gebrüder Baumann in Amberg einen Betrag herauszubekommen, der in der heutigen Notzeit sehr gut empfunden wird. W.

Heran an die christlichen Arbeiter!

Bei der Diskussion über „Arbeiterseelsorge und Rückgewinnung religiös entfremdeter Proletarier“ hat sich der bekannte Jesuitenpater Frodl nach der Zeitschrift „Das Neue Reich“ (vom 25. April 1931) wie folgt geäußert:

„Bei den ganzen Auseinandersetzungen gewinnt man den betrübenden Eindruck, als wüßte die Seelsorge nichts von christlichen Arbeitern und christlichen Proletariern. Es wird so getan, als ob die ganze Arbeiterschaft mit Haut und Haar dem Sozialismus verfallen wäre, als ob es außer den Sozialisten keine Arbeiter mehr gäbe. Immer wieder wird die Frage aufgeworfen: Wie kommen wir an die Proletarier heran, wie gewinnen wir die Verlorenen wieder? Da möchte ich antworten: Gehen wir doch wenigstens an die heran, die bei uns stehen, die sehnlichst darauf warten, daß wir sie in ihrem harten Kampf nach zwei Fronten, gegen die kapitalistische Gesellschaftsordnung und den Sozialismus, unterstützen, daß wir ihnen helfen, eine wahrhaft christliche Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung zu begründen. Wir haben in Oesterreich 107 000 christlich organisierte Arbeiter, in Deutschland 780 000, in Belgien 180 000, in den Niederlanden über 200 000, in der Schweiz 32 000, in der ganzen Welt zur christlichen Gewerkschaftsinternationale vereint über 3 Millionen. Warum greifen wir nicht herzhast zu? Warum helfen wir in der christlichen Arbeiterbewegung nicht entschieden mit? Man sage nur ja nicht, das geschieht ohnehin. Der verstorbene Generalsekretär der christlichen Gewerkschaften Oesterreichs, Allinger, hat sich einmal bitter bei mir beklagt über die Verständnislosigkeit des katholischen Klerus. Lassen wir jedoch das furchtbare Jammern und Klagen:

Kampfsplatz umdrängten. Jetzt erscholl im Rücken der Sarazenen der Schlachtruf: „St. Georg!“ und die achtzehn schlugen in den Feind.

Während in der Nähe des Kaiserzestes blutiges Handgemenge tobte, brachen die Fürsten und Grafen mit ihren Mannen aus dem Seitentale hervor und sprengten nach der Bergstraße, welche sie vom Feinde gänzlich verlassen fanden. Nachdem sie eine günstige Stellung eingenommen, um den Bergpaß gegen feindliche Angriffe zu behaupten, beobachteten sie das wütende Gefecht beim Kaiserzeste. Getümmel und wildes Allahgebrüll der Selben drang herüber. Deutlich konnte man die furchtbaren Siebe der deutschen Kämpen unterscheiden, wenn sie Helme spalteten und vorgehaltene Schilde zerstückelten. Ulrich von Lühelhardt und Eppo von Grävenstein, die wegen gehäufter Leiden ihre kurzen Waffen nach Wunsch nicht mehr gebrauchen konnten, sprangen über den Leichenwall, drangen in das Gewühl und schlugen mit Eisenkeule und Streitart die Sarazenen nieder.

Dem Markgrafen von Dohburg wurde es unerträglich, tatenloser Zuschauer zu sein.

„Es will mir nicht behagen, hier müßig zu halten, während unsere Waffenbrüder mit den Mohren in heißem Streiten liegen“, wandte er sich an den Markgrafen von Baden. „Ihr seid mit den beiden Grafen Karl genug, den Paß gegen ein ganzes Türkenheer zu verteidigen, — ich aber möchte unseren braven Degen Beistand leisten.“

„Wie es Euch gefällt, Herr Berthold!“ erwiderte Hermann von Baden.

An der Spitze seiner Ritter sprengte Dohburg über die Ebene, und so gewaltig war die Wucht der anstürmenden eisernen Recken, daß in der feindlichen Masse eine breite Straße von niedergerittenen und erschlagenen Türken ihre Bahn bezeichnete.

Jetzt entfiel den Sarazenen aller Mut. Zeulend löste die Menge sich auf, und alle flüchteten nach Schluchten und Klüften der umliegenden Berge.

Wenige Minuten nach dem erstrittenen Siege erschien der Kaiser mit der Ritterchaft bei der Wahlstatt.

„Ah, — meine zwölf Edelsteine haben sich in ebensoviele Rubinen verwandelt!“ rühmte Barbarossa beim Anblick der von Feindesblut überströmten Selben. „Euch allen, edle Degen, meinen Dank und Gottes Lohn für den mannhaft bestandenem Kampf!“ (Fortf. folgt.)

Wie kommen wir an die Arbeiter heran? Hören wir auf, mit einem religiös verbrämten Sozialismus zu spielen. Stellen wir uns in die christliche Arbeiterbewegung, und stehen wir mitten auf dem praktischen Arbeitsfeld für eine gesunde Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung. Hätten wir uns entschieden, als es in Wirklichkeit geschehen ist, hinter die christliche Arbeiterbewegung oder — noch besser — an ihre Spitze gestellt, der Sozialismus hätte längst nicht jene Ausmaße erreicht, durch die er für viele besorgniserregend wird. Sollen wir nun das Versäumte nach und suchen wir nicht lange in der Ferne nach einem Weg, sondern gehen wir den, der unmittelbar vor uns liegt!“

Obige Ausführungen sind zwar in erster Linie für österreichische Verhältnisse gemünzt. Jedoch dürften sie nicht bloß überall restlose Beachtung finden, sondern sind sehr geeignet, manchen Kreisen als ernste Mahnung zu dienen. Es genügt nämlich nicht, daß von hoher Warte aus erklärt wird, die christlichen Gewerkschaften sind zu unterstützen, und draußen im Lande fehlt es an der entsprechenden tatkräftigen Konsequenz, besonders bei manchen uns nahestehenden Vereinen hier in Süddeutschland. Ja, man möchte nicht einmal von neutralen Personen einen Vortrag über die christlichen Gewerkschaften gehalten haben, weil dadurch anscheinend der Kirchhofsriede gehört würde. Wirklich ein Zeichen dafür, daß man die Problematik der heutigen Zeit versteht. Ist es nicht bedauerlich, daß in Städten mit alter christlicher Tradition der Sozialismus große Teile der arbeitenden Massen für sich reservieren konnte? Welche Kreise des Bürgertums waren nicht nur blind, sondern trieben dem Sozialismus noch den Wind in die Segel. Es bedarf also der größten Anstrengung, um diesen großen kulturellen Schaden wieder in etwa wettzumachen. Der Sozialismus ist aber nicht bloß eine Weltanschauung, sondern auch ein großer wirtschaftlicher Machtfaktor geworden. Schätzungsweise helfen allein 700 000 bis 800 000 katholische Arbeiter und Arbeiterinnen die Beiträge zahlen für die sozialdemokratischen Gewerkschaften. Welch ein großes Arbeitsfeld steht schon bei diesem Posten offen! Daß manches trotz schwerster Zeit zu erreichen ist, zeigt uns ein Blick in die Organisationsarbeit der Sozialdemokratie. Das Jahrbuch der SPD. berichtet von einer Zunahme der eingeschriebenen Mitglieder von rund 100 000 im Jahre 1929/30. Diese organisatorische Aufwärtsentwicklung war möglich bei sinkenden Wählerziffern. Das Geheimnis des Erfolges lag jedoch nur in der stillen, aber unermüdbaren Kleinarbeit. Dieses mag uns allen zur Lehre dienen. Wir christlichen Gewerkschaftler wollen nicht, daß jeder für uns werben soll, dieses können wir selbst. Nur wünschen wir, daß man uns den Weg nicht in kleinlicher Weise versperrt. Unsere Zeit braucht eine starke christliche Gewerkschaftsbewegung. Dieses liegt im Interesse des ganzen Volkes. J. Biggeleben.

Bekanntmachung

Sonntag, den 26. Juli 1931, ist der 31. Wochenbeitrag fällig.

Inhaltsverzeichnis

Der Deutsche Metallarbeiter

Hauptteil:

Volk und Wirtschaft in Not (G. W.), S. 465. Keine Erstarrung, sondern kräftige gewerkschaftliche Mitarbeit (W. Mauer), S. 468. Der Konkurs der Verwalter-Unternehmer (Wbr.), S. 468. Von unseren Metallarbeiterkollegen in Jugoslawien (Josip Rozman, Laibach), S. 471. Keine Inflation, sondern Geldwertsteigerung (Wg.), S. 472. Alte Kollegen erzählen aus ihrem Leben (Karl Alt, München), S. 473. Ein Mahnwort an alle Mitglieder (Kollegin A. S.), S. 474. Kapitalbildung, Kapitalabschreibung, Kapitalzusammenlegung (Ss.), S. 475.

Unterhaltung:

Siedlung Untrübstown (Red-Maleczewen), S. 474. Für unsere Jungen: Barbarossas Kreuzzug (Konrad von Bolanden), S. 478.

Branchenbewegung:

Aus der Praxis eines Betriebsmonteurs (Wilh. Sittl), S. 477. Schweißer und Brenner in Dortmund (Schg.), S. 477.

Aus den Betrieben:

Akkorddifferenzen bei Daimler-Benz, Mannheim-Waldhof (W. Th.), S. 478. Von der Dillinger Hütte in Dillingen (g.), S. 478. Wie steht es bei Bals & Breer, Oberaden? (J. . . a), S. 479. Hilfe für die Pensionskasse der Firma Gebrüder Baumann, Amberg (W.), S. 480. Heran an die christlichen Arbeiter! (J. Biggeleben), S. 480.

Bekanntmachung:

Seite 480.

Schriftleitung: Georg Wieber. — Verlag: Franz Wieber, Duisburg, Stapeltor 17. — Druck: Echo-Verlag und -Druckerei, a. G. m. b. H., Duisburg.